P. O. germ.
1188 i

P. O. germ. 1188 g/7

Kurzind.

P.O.germ. 1188 7

Hoch und Niedrig,

oder:

So sind sie!

Skizzen aus dem Leben der Gesellschaft

von

Otto Ruppius.

Erstes Bändchen.

1) Aus Berlin.
2) Aus dem thüringer Walde.
3) Aus dem schlesischen Gebirge.

Verlagsbuchhandlung Belle-Vue.
1847.
Druck von Peter Forster & Comp. in Constanz.

36-Bk.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten."

Seit der Socialismus in Deutschland Fuß gefaßt hat, ist wohl keine Wissenschaft mit größerer Begierde in allen Klassen aufgegriffen worden, als er; mit keiner Wissenschaft sind aber auch ärgere und unsinnigere Mißbräuche getrieben worden, und keine ist dieserhalb größeren Mißverständnissen und Anfeindungen preisgegeben gewesen, als gerade er. Die Art und Weise vieler sogenannten Socialisten ist es noch heut zu Tage, sich mit ihren Auseinandersetzungen direct an das gemeine Volk zu wenden,*) diesem mit einem unglücklichen Aufwande von Rhetorik seine gedrückte Lage klar zu machen, um in ihm „das Bewußtsein der Naturwidrigkeit seiner Stellung, sowie die Erkenntniß seines eigentlichen menschlichen

*) Heß, Gesellschaftsspiegel, Lüning, dies Buch gehört dem Volke, Püttmann, rheinische Jahrbücher, 1r Bd., dem Proletariat gewidmet u. s. w., u. s. w.

Werthes wach zu rufen" — als ob das Volk in seinem beschränkten Urtheile mehr erfassen könnte, als eben nur die eigene Noth — als ob es fähig sei, alle die darauf einwirkenden Ursachen zu würdigen und ruhig zu warten, bis sich der Socialismus, als Wissenschaft, einmal mit dem Leben vereint und Früchte getragen habe — als ob es, wenn das hervorgerufene Bewußtsein bis zur äußersten Schärfe gelangt, einen andern Weg zu seiner Hülfe wählen würde, als nur die eigene Faust! —

Und wenn nach solchen Bestrebungen der ganze Socialismus verkannt und verfehmt wird, wenn selbst in aufgeklärten Köpfen des Publikums Socialismus und Communismus als eins, und als nothwendige Folge Revolution, Mord und Todtschlag angesehen wird, wenn die Regierungen die ganze Bestrebung für gefährlich erklären, so ist wenig dabei zu verwundern.

Der Socialismus ist zur Wissenschaft geworden und als solche ist er noch viel zu jung, alle seine aufgebauten Systeme noch zu unreif, um concrescibel mit dem Leben zu sein. Keine Wissenschaft verlangt aber demungeachtet mehr darnach, als er, keine Zeit drängt mehr dazu, als die jetzige — und darum arbeite und erörtere man unermüdet wissenschaftlich, darum zeichne die erzählende Literatur die Zustände und Gegensätze in der Gesellschaft in ihrer Nacktheit und Schroffheit, bis die Theorie sich mit der Praxis vereinen, bis die Wissenschaft mit dem Leben friedlich Hand in Hand gehen kann — ehe man aber dem niedern Volke gegenüber den Lehrstuhl besteigt, ehe

man ihm ein Licht in die Hand giebt, um damit in seinen Verhältnissen umherzuleuchten, bilde man erst im Allgemeinen sein Urtheil zur Selbstständigkeit herauf, daß es die vorgetragenen Wahrheiten richtig auffassen und verarbeiten lerne, daß das Licht in der ungeübten Hand nicht zur verheerenden Brandfackel werde. — Und wem das für sein Feuerstreben zu langweilig sein sollte, der studire die Lehren, die die Weltgeschichte in dem Entwickelungsgange der Völker riesengroß aufgezeichnet, daß er Geduld und Vorsicht lerne. —

Die vorstehenden Zeilen hielt ich für nöthig, um die nachfolgenden Skizzen vor einer Mißdeutung zu bewahren. Obgleich aus dem Volke und theilweise in der Volkssprache geschrieben, sind sie doch durchaus nicht für dasselbe bestimmt. Ohne allen Anspruch auf poetischen Werth, „unfertige Bilder aus einer unfertigen Zeit," sollen sie nur das Ihrige zur richtigen Beurtheilung des Volkes und seiner Zustände, von denen sich so oft noch die gemüthliche Wohlhäbigkeit kuriose Begriffe macht, zur Erkenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse und Gegensätze beitragen. Es sind nichts als naturgetreue Copieen.

Berlin.

O. R.

I.

Aus Berlin.

Erste Abtheilung.

Beim Geheimerath von Oldersleben war Ball. Der Saal und die anstoßenden Zimmer strahlten in einem Lichtmeer, das sich in den glänzenden Toiletten der auf und abwogenden Hautevolée brach, dufteten in den tausenderlei Wohlgerüchen, wie sie der Kleidung und Frisur der eleganten Welt entströmen.

Das Haus des Geheimeraths gehörte zu den gesuchtesten Berlins, es war noch eins von denen, das die Grundsätze der alten Aristokratie auf die neue Zeit übertragen hatte und nur selten und gezwungen der reichen Bourgeoisie seine Thüre öffnete.

„Ist das nicht Baron Kalkbach, gnädige Frau, der mit Fräulein Cäcilie tanzt?“ fragte ein ältlicher Herr hinter der Dame vom Hause stehend; „höchst elegante Tournüre!“

„Baron Kalkbach!“ bestätigte die Geheimeräthin; „der junge Mann hat Connexionen, Talent und eine glänzende Carriere vor Augen!“

Der Fragende verbeugte sich mit feinem Lächeln. Der Contre war zu Ende und der Baron führte mit einem Handkusse seine Tänzerin an die Seite der Geheimeräthin.

„Was meinen Sie zu den Beiden?" fragte drei Schritte davon ein Ballgast seinen besternten Nachbar.

„Hm," antwortete dieser, „dem Geheimerath mag der reiche Schwiegersohn recht sein, und Kalkbach kann die Verbindungen des Geheimeraths brauchen!"

„Meinen Sie wirklich, — schon so weit?"

Der Andere zuckte die Achseln. „Warum nicht? Er hat täglich Zutritt; beim Korso ritt er neben ihrem Kutschenschlage, in der Oper macht er Visite in ihrer Loge —!"

„Aber die Geheimeräthin, aus hochgräflicher Familie, und Kalkbach's Vater erst in den Kriegsjahren geadelt — aber was ist denn da los? Sehen Sie doch!"

Zu der Geheimeräthin war ein Diener mit leiser hastiger Meldung getreten, und erbleichend hatte sich diese erhoben, hatte einige Worte der Entschuldigung an ihre Umgebung gerichtet und verließ am Arme der Tochter den Saal. Durch die Gäste aber fuhr es: der Geheimerath sei, vom Schlage getroffen, am Bostontische umgefallen und liege für todt auf dem Sopha, und als nach kurzer Zeit die Geheimeräthin mit ihrer Tochter sich auch für die übrige Zeit des Balles entschuldigen ließ, war das Signal zum allgemeinen eiligen Aufbruche gegeben. Nach Mänteln und Tüchern, nach der Dienerschaft und den Equipagen rief es durch einander, es war, als wolle Jedes zuerst dem Hause des Todes entrinnen, und die Bande der Etiquette lösten sich zu einer allgemeinen Verwirrung.

Auf der Straße war es hell, aber beißig kalt. Der Mond stand klar und voll am tiefblauen Nachthimmel und schien ungehindert in die Dachstube eines dreistöckigen Hinterhauses. Dort hockte auf einem wacklichen Tische eine Figur, von der man beim ersten Anblicke nicht gewußt hätte, ob es Mann oder Weib sei und nähte. Einen alten wollenen Unterrock hatte sie um die Schultern gehangen, daß man von den Füßen, die am Leibe hinauf gezogen waren, nichts sah, als ein Paar löcherige Filzschuhe; eine schmutzige Zipfelmütze bedeckte struppiges, pechschwarzes Haar und eine faltige Stirn. An der zweiten Seite des Tisches saß eine Mädchengestalt in ein buntwollenes Tuch gehüllt und seltsam stach gegen die ganze Umgebung das schneeweiße Linnenzeug ab, an welchem sie arbeitete. Eine breite, mit Stroh und Heu ausgefüllte Bettstelle, ein alter Kasten daneben und an der Wand ein spannenlanger Spiegel bildete die ganze Ausstattung der Stube.

Der Alte auf dem Tische schauerte in die Höhe und ließ seine Arbeit sinken. „Verdammt kalt!“ sagte er mit heiserer Stimme und versuchte sich die Hände warm zu reiben. „Rieke, geh' 'rüber zu den Mädchen und seh' zu, ob du noch ein Paar Stücken Holz geborgt kriegst; die Finger sind mir verklammt, daß ich keine Nadel mehr halten kann!“

„Geh' alleine!“ sagte das Mädchen, ohne von ihrer Nätherei aufzusehen, „in die Stube setze ich keinen Fuß wieder; weißt wohl warum!“

Der Alte sagte kein Wort, zog seinen Unterrock höher über die Schultern, hauchte in die Hände und begann seine Arbeit von Neuem. „Hast du keinen Sechser mehr, Rieke?“ fragte er nach einer Weile wieder, „es friert mich bis in die Knochen hinein, einen Sechser zu'm Tropfen Schnaps?“

Das Mädchen sah in die blassen, tiefgefurchten Züge des Mannes, die das schwarze Haar noch bleicher machte, legte ihre Nätherei bei Seite und erhob sich dann mühsam, als sei sie ganz erstarrt. Als sie

so dastand, die Glieder reckend, in dem trüben Scheine der kleinen Thran-Lampe, hätte die zartgebaute Gestalt, deren elegante Formen das grobwollene Tuch nicht ganz verdecken konnte, die kleine magere Hand und das feine blasse Gesicht Jedem auffallen müssen, der sie in diesen Umgebungen gesehen hätte. Aus dem Kasten neben der Bettstelle nahm sie eine leere Schnapsflasche, zog das Tuch dichter um die Schultern und verließ die Stube.

Scharf zog der Wind als sie durch das Vorderhaus ins Freie trat. Den Kopf in die Schultern gezogen, bog sie um die Straßenecke nach dem nächsten Victualienkeller. Dort unten war geräuschvolles Leben; die Kälte trieb Jeden, der noch irgend einen Groschen zu verzehren hatte, in ein offenes Lokal, wo er wenigstens Wärme umsonst hatte und Rieke stieg in einen Raum hinunter, welcher von Branntweingeruch und Tabaksqualm, der aus der anstoßenden offenen Stube hereinzog, angefüllt war. Sie mußte eine Weile warten, ehe sie ihren Schnaps erhielt und als sie nun hastig wieder zur Straße hinauf sprang, stieß sie einem alten Weibe entgegen, das durch die Glasfenster heruntergelugt hatte. Sie wollte ohne Aufenthalt vorüber, aber das Weib kam ihr nach und hielt sie fest.

„Du, Rieke, bist du's? 's ist gut, daß ich dir treffe;" sagte es mit gedämpfter Stimme, höre und renne nicht weg, sonst könnt'st du's bereuen."

Das Mädchen hatte kaum einen Blick auf den braunen Kattunmantel und das Gesicht des Weibes geworfen, als sie sich auch schon von ihm loszumachen strebte.

„Laß mir gehen, ich hab keine Zeit!" rief sie, aber die Alte hielt sie nur fester. „Horch, Rieke, 's ist mein letztes Wort, was ich dir sage; ich weiß, daß ihr nichts zu beißen noch zu brechen habt, daß kein Stecken Holz in eurem Ofen ist und wenn du's noch nicht gemerkt hast, so merk's jetzt, daß ihr ohne mir umkommen müßt. Sei nur ein kleines Bischen gescheut, und ich will wieder gut sein und euch helfen!"

„Pfui!“ schrie Rieke und hätte beinahe der Alten in's Gesicht gespieen, „willst du mich wohl gehn lassen?! Wenn's nicht alle Leute sprächen, daß du meine Mutter wärst, hielt ich den für verrückt, der mir's sagte. Pfui und noch einmal pfui! Hast du nicht genug an deiner eigenen Schande, daß du noch dein einziges Kind zum schlechten Mensche machen willst? Mein Vater muß mich untergeschoben haben, denn meine Mutter bist du nicht!“

„Rieke, du bist dumm, daß du mir dauerst,“ sagte die Alte gleichmüthig, „hungere und friere meinetwegen, so lange du Lust hast deine Mutter aber bin und bleibe ich, die's mit dir gut meint. Thust du's aber etwa des alten Kerls halber, der dir die Mucken in den Kopf setzt, und denkst du mußt folgen, weil's dein Vater ist, so mach' dir kein Gewissen d'raus; der hetzt dir nur auf, weil er ohne dir vollends verhungern müßte, und daß er nicht dein Vater ist, kann ein Blinder mit dem Stocke fühlen, da brauch' ich noch nicht einmal ein Wort zu sagen. Nun mach', was du willst; wenn du das Elend satt hast und du wirst vernünftig, so brauchst du's nur den Mädchens neben euch zu sagen, die wissen mir zu finden: ich trage dir deine Reden nicht nach!“

Ein Windstoß fuhr die Straße herunter und warf der Alten den Mantelkragen über den Kopf. Als sie sich wieder frei gemacht hatte, war Rieke schon um die Ecke verschwunden. „Du kommst mir doch noch!“ brummte sie vor sich hin und schritt, sich fest einhüllend, auf den Keller los, den ihre Tochter eben verlassen hatte.

In der eingeräucherten Schnapsstube des Kellers saßen zunächst dem Ofen drei Männer an einem Tische. Der Eine, anscheinend der Jüngste, mochte schon etwas tief in das vor ihm stehende Glas gesehen haben, sein schlaffes, heruntergesenktes Gesicht und vor Allem die mit rothen Blattern besetzte Nase glühte, die Mütze saß ganz auf dem Hinterkopfe nnd ließ das buschige Haar über der Stirne sehen. Die Kleidung war, wie die der neben ihm Sitzenden und der meisten der übrigen Kellergäste, abgerissen und liederlich.

Die drei saßen schon eine ganze Weile, ohne ein Wort zu sprechen, da, Jeder hing seinen Gedanken nach, wenn ein stumpfes Hinbrüten so genannt werden kann.

„Gott straf mir!" fing jetzt der Erste mit etwas unsicherer Stimme an, „ich mache heut noch einen gescheuten Streich, der soll mir auf einmal 'raußer helfen. Ich sage, wer sich bei so'nner Kälte noch quält, ist'n Schafskopf."

„Na nu?" sagte sein Nachbar, sich langsam in die Höhe richtend und faßte nach seinem Schnapsglase.

„Ich laß mir die Nacht abfassen und sechs Wochen einspunnen. Wenn's wieder warm wird, kann ich auch wieder im Freien logiren!"

„Hast du kein Quartier nicht?" fragte der Andere, „ich muß morgen auch ziehen und weiß noch nicht, wohin!"

„Quartier? Ja, auf dem Köpnicker Felde, wo die neuen Häuser gebaut werden. 's ist ganz gut, wenn's man nur jetzt nicht so kalt wäre."

„Also beim Wirthe zum blauen Himmel logirt Er jetzt?" fragte eine Weiberstimme hinter ihm, „kriegt man denn den 'rumtreiber auch einmal unter ordentlichen Leuten zu sehen?"

Der Mann drehte sich langsam um. „Na ob!" sagte er und warf sich in die Brust so gut es gehen wollte; „aber Mutter Pieffken bist du's denn wirklich? Na da laß doch aus alter Freundschaft noch Einen einschenken!"

Riekens Mutter trat vom Ofen weg, an dem sie gestanden und setzte sich auf den vierten Stuhl am Tische.

„Was treibst du denn jetzt, Ritschel, und wo hast du denn die Zeit gesteckt, daß ich dir nicht gesehen habe?" fragte sie.

„Was ich treibe? Diese Frage gehört vor die Polizei, das verbitt' ich mir, Mutter Pieffken. Wo ich gesteckt habe?

„Erst sechs Wochen als Angestellter im Ochsenkopf*) und ein Weilchen danach drei Monate auf Staatskosten in Spandow. 's ist kein Wunder, daß wir uns nicht gesehen haben. Ich hab in Willen, morgen wieder so'nn Dienst nachzusuchen."

Die Alte rückte auf ihrem Stuhle hin und her, ließ die unstäten Augen einigemal auf das Gesicht des Menschen fallen und schien mit einem Entschlusse nicht recht fertig zu werden. „Ritschel," sagte sie endlich halblaut, „'s gibt was zu verdienen, wenn du willst, und 's ist nichts Gefährliches dabei."

Ritschel nickte und klingelte an sein Glas. „Noch Einen, aber was Gut's, was Kraft hat!" rief er, „meine gute Bekannte, die Frau Piefken da, bezahlt's! — Na nu?"

„Die schöne Laura wirst du noch kennen," begann das Weib wieder halblaut und bog sich näher zu seinem Ohre, „die muß jetzt im Ochsenkopf Wolle spinnen. Die andre Woche kommt sie frei und soll ihren Laufpaß aus Berlin kriegen. Nu weißt du aber, was es für ein Staatsmädchen ist und daß sie mehr einbringt, als drei Andre zusammen; ich brächte Sie gerne bei Seite, aber 's ist man zu gefährlich, die Polizei ist zu sehr hinter ihr drein. — Ich hab' nun gedacht," fuhr sie fort," du sollst sie heirathen; du bist ein Berliner Kind, kein Mensch kann dann was sagen, wenn sie da bleibt und du kannst mit ihr ein Leben führen, wie der liebe Gott in Frankreich. Gute Kundschaft für sie will ich schon schaffen." —

„Die Sache wäre zu überlegen!" sagte Ritschel und trank der Alten nachdenklich zu. „Wir sind alte, gute Freunde, die sich was zu Gefallen thun, und wenn ich man etwas drauf kriege, bin ich gar nicht abgeneigt, auf das Geschäft einzugehen."

„'s ist gut!" erwiederte die Piefken, „morgen will ich ein Logis miethen und heute kannst du mit mir kommen, da wollen wir miteinander fertig werden, ich wohne nicht mehr bei meinem Manne."

*) Das Berliner Arbeitshaus.

Ritschel klingelte von Neuem an sein Glas. „Noch Einer für mich und Einen für meine gute Freundin! — Jotte doch," fuhr er fort, „hatte ich doch Vater Piefken ganz vergessen! Ihr lebt also voneinander, wie ist dann das gekommen, und wie steht's denn mit der kleinen Rieke, hat sie noch immer keine Lust zum Geschäft?"

„Ja, wie's geht!" sagte das Weib und sprach dem gefüllten Glase zu, „mein Oller ist noch Einer von Anno dreizehn und hat seine Mucken; ich glaube, er hätte mich todt gemacht, wenn er gewußt hätte, was ich als jung Mädchen für ein Geschäft betrieben habe. Na, so lang's gut mit uns ging, brauchte ich das nicht und hatt's auch noch von früherhin satt; wie's aber alle Tage schlechter wurde, daß wir endlich kaum 's trocken Brod hatten, da machte ich ganz stille für mich andere Geschäftchen. Ich kannte manches hübsche Mädchen, die ein schönes Kleid und eine goldne Kette gar zu gerne gehabt hätte, und manchen feinen Herrn, der das und auch noch was für die Piefken gab und so verdiente ich manchen hübschen Thaler. Mit der Rieke war schon dunnemals nichts rechts anzufangen, mein Oller hatte ihr seine Mucken in den Kopf gesetzt und selber durfte ich mich nicht recht mausig machen. Da zogen ein Paar Mädchens nebenan, die ich kannte, und ich meinte, die sollten sie eher 'rumkriegen. Aber Kuchen! Zweimal hatten sie sie mit nach der Friedrichstädt'chen Halle genommen und Einer von den Mädchen ihrer Bekanntschaft hatte sich schon 'rangemacht; wie der aber das dritte Mal zu den Mädchen in's Haus kommt und Rieke auf mein Zureden mit 'rübergeht, und wie der nun merken läßt, was er eigentlich will, da zerkratzt sie ihm das ganze Gesicht und macht einen Spektakel, daß mein Oller dazu kommt und nun geht der Betteltanz erst los. Der schöne Mensche mit seinen Absichten mußte froh sein, daß er mit ganzen Knochen davon kam, ich aber kriegte nachher die allerschönste Keile, daß ich heute noch genug d'ran habe. — Das war aber nichts für die Piefken, mein Oller war mir so im Wege, und ich klagte den andern Tag auf Scheidung. Auf dem Stadtgerichte wollten

sie mir erst eine Geschichte machen, daß ich meine Tochter hätte verkuppeln wollen, aber das konnte mir kein Mensch beweisen; mein Oller hatte mich gekeilt, dazu hatte ich Zeugen und er mußte mir mein ganzes Eingebrachte wieder 'rausgeben. So sind wir von einander gekommen. Er sitzt nun mit der Rieke und hat kaum was er auf dem Leibe trägt, aber sie sind alle beide noch nicht klug geworden."

„Ja, 's gibt dumme Leute in der Welt!" nickte Ritschel mit schwerem Kopfe; „noch Einen für mich und meine gute Freundin! Prost, Mutter Pieffken auf die schöne Laura, meine zukünftige Gemahlin und auf gute Geschäfte!" —

Es war des andern Morgens früh 11 Uhr. Obgleich schon der erste Februar, schien doch der Winter noch mit voller Strenge regieren zu wollen und die helle Sonne hatte beim Schneidermeister Piefke noch nichts von den gefrornen Fensterscheiben abzuthauen vermocht.

Rieke stand mit frostblauen Händen am Tische und packte ihre Nätherei sorgfältig zusammen; das feine, magere Gesicht hatte die Kälte mit einer schwachen Röthe überhaucht, die Augen aber blickten matt und übernächtig. Der Alte saß noch, tief in's Stroh gesteckt, in der Bettstelle; neben ihm an der Wand bezeichnete das aufgewühlte Lager die Schlafstelle seiner Tochter.

„Tummle dir, Rieke, daß du bald wieder kömmst!" sagte er, „ich kann nicht eher weg, sonst denkt der Wirth, wir wollen ausrücken!"

Rieke hauchte in die Hände, strich sich vor dem kleinen Spiegel das Haar glatt und verließ dann mit ihrer Arbeit die Stube.

In der Hausflur des Vordergebäudes stand, eine warme Hausmütze auf dem Kopfe, die Hände in die Hosen gesteckt, eine dicke Figur, der das behagliche Leben auf dem breiten Bauche und den vollen Hängebacken geschrieben stand und ließ sich von der Sonne bescheinen. So bald sich aber etwas in dem Hause regte, richteten sich die Augen lauernd nach dem Orte des Geräusches und schienen die Aus- und Einpassirenden einer scharfen Controle zu unterwerfen. Die vorüber-

gehenden Hausbewohner, größtentheils arme Handwerker oder Arbeiter, zogen die Mützen, Manche huschten dabei ängstlich und scheu vorüber und schienen froh zu sein, die Straße oder den Hof erreicht zu haben; denen sah der Dickbauch aber am längsten nach, als wolle er sie recht stark in seinem Gedächtnisse notiren.

Das war ein Berliner Wirth, der Schrecken armer Miether, und heute war der erste des Monats, an dem er in der Hausflur Schildwacht stehen mußte, daß ihm nicht etwa eine Miethspart mit ihren geringen Habseligkeiten ohne Miethszahlung ausrückte.

Ueber den Hof kam Rieke, ihre nächtliche Arbeit in einem saubern Packet tragend, und der Wirth stellte sich breit in die Thüre, daß sie ihm nicht ausweichen konnte. „Na Jungfer," sagte er und schien mit seinen Luchsaugen das Packet durchdringen zu wollen, „wie sieht's heute aus?"

„Ich hole mir eben Geld!" erwiederte das Mädchen. „Sie brauchen keine Angst zu haben!" und damit war sie an ihm vorüber. Tief athmete sie auf, als sie mit raschen Schritten die Straße entlang ging.

Die Geheimeräthin saß angegriffen in ihrem Lehnstuhle; seit zwei Stunden schon waren die Erkundigungen nach des Geheimeraths Befinden nicht abgerissen und die Geheimeräthin hatte endlich befohlen, sie nicht mehr zu stören, sondern allen Anfragenden zu melden: der Arzt gebe zwar Hoffnung, aber die Gefahr für den Kranken sei noch nicht vorüber.

Da wurde Baron Kalkbach angemeldet und zum ersten Male klärte sich das Gesicht der alten Dame etwas auf.

„Ich sehe in Ihren Zügen meine Hoffnung erfüllt," begann der Eingetretene nach dem Handkusse, „der Herr Geheimerath?"

„Befindet sich zwar noch nicht außer Gefahr, der Arzt gibt aber Hoffnung!“ entgegnete die Geheimeräthin heute schon zum zwanzigsten Male.

„Nun, dem Himmel sei Dank, ich kann Ihnen kaum meine Sorge beschreiben, die mich die Nacht hindurch gepeinigt hat!“ sagte Kalkbach und nahm zur Seite der Geheimeräthin Platz; „und wie befinden sich gnädige Frau und Fräulein Cäcilie?“

„Wie es nach dem Schrecken und der ausgestandenen Angst sein kann. Wir haben Beide kein Auge zugethan und Cäcilie hat noch jetzt des Vaters Bett nicht verlassen. Sie müssen sie entschuldigen, denn es wird ihr sicher leid thun, Sie nicht sprechen zu können; ich werde sie aber von Ihrer herzlichen Theilnahme an unser aller Schicksal unterrichten.“ Sie reichte dem Baron die Hand mit einem leisen Drucke und dieser zog sie an seine Lippen.

„Gnädige Frau, ich darf es wohl aussprechen, wie tief mich jedes Ereigniß in Ihrem Familienkreise, sei es freudig oder traurig, berührt, möchte ich doch recht bald in den Stand gesetzt sein, es auch thatsächlich beweisen zu können!“

„Ich weiß und erkenne das, Herr von Kalkbach,“ erwiederte die Geheimeräthin, „und ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl mir dies gerade jetzt thut. Man trifft unverfälschte Theilnahme so selten. Haben wir erst, mit Gottes Hülfe, die trübe Zeit hinter uns,“ fuhr sie mit einem warmen Blicke fort, „so hoffe ich es Ihnen zu beweisen —“

„Das Nähmädchen!“ meldete die eintretende Zofe.

Die Geheimeräthin zog den Mund ärgerlich zusammen. „Ich will nicht gestört sein;“ rief sie über die Achsel, „sie kann wiederkommen!“

„Die Zofe trat ab und die Geheimeräthin suchte nach ihrer vorigen Stimmung, um das Gespräch da wieder aufzunehmen, wo es unterbrochen worden war; kaum aber glaubte sie den Anknüpfungspunkt

gefunden zu haben und begann mit einem: „Ja, Herr von Kalkbach!" als das Kammermädchen von Neuem eintrat.

„Was giebt es schon wieder?" fuhr jetzt die Geheimeräthin auf.

„Die Person will sich nicht abweisen lassen, gnädige Frau," referirte die Zofe, „und läßt recht sehr bitten, ihr die Arbeit abzunehmen; es sei heute der erste, und wenn sie kein Geld brächte, würde sie mit ihrem alten Vater auf die Straße geworfen. Das Elend scheint bei den Leuten groß zu sein." —

„Mäßigen Sie ihre Ausdrucksweise, Mademoiselle!" unterbrach sie die Dame scharf, „und werfen Sie sich nicht zur unberufenen Fürsprecherin auf! Sie sehen, daß ich Besuch habe!"

„Ich gebe mir morgen die Ehre, mich nach dem Befinden des Herrn Geheimeraths zu erkundigen," sagte der Baron und erhob sich. „Der Dienst ruft mich, gnädige Frau!" fuhr er fort, als die Geheimeräthin Miene machte, ihn zurückzuhalten," und ich bitte nur gehorsamst Fräulein Cäcilie meinen Respekt zu vermelden!"

Er empfahl sich. Im äußersten, eiskalten Vorzimmer stand Rieke und zitterte vor Frost und ängstlicher Erwartung. Scheu trat sie zur Seite, als Kalkbach vorüber schritt, schlug den Blick zur Erde und sah nicht, wie dessen Auge auf ihr haften blieb und mit Kennerblicken die feingeformte Gestalt musterte.

„Ich begreife nicht, wie Sie zu einer solchen Taktlosigkeit kommen können!" eiferte die Geheimeräthin gegen die harrende Zofe, „sich Ausdrücke, wie: „Straße werfen" gegen mich, noch dazu in Gegenwart eines Besuchs, zu bedienen; Sie wissen, daß mich jeder Anklang von Plebejen und Gemeinen krank machen kann, und wenn mir wieder etwas Aehnliches vorkommen sollte, sind Sie Ihres Dienstes entlassen, wie es jetzt mit der Nätherin geschehen wird. Eine solche Frechheit zu haben, wie diese, hätte ich nicht für möglich gehalten. Lassen Sie das Geschöpf eintreten!"

Die Zofe verließ das Zimmer und Rieke trat schüchtern ein.

Die Geheimeräthin saß auf ihrem Stuhle und schien sie nicht zu beachten. Das Mädchen wartete eine Weile und wagte endlich einige Schritte in das Zimmer hinein.

„Lege Sie Ihre Arbeit dort auf den Tisch und trete Sie wieder an die Thür!" rief die Geheimeräthin, und als Rieke gehorcht hatte, erhob sie sich langsam, und musterte aufmerksam die hingelegte Nätherei.

„Wie viel verlangt Sie?" fragte sie endlich, ohne das Mädchen eines Blickes zu würdigen.

„Das Hemde mit Steppsäumen sechs Groschen Courant und das halbe Dutzend Tücher vier Groschen!" erwiederte Rieke schüchtern.

Die Geheimeräthin musterte weiter. „Die Arbeit ist über alle Begriffe liederlich;" begann sie wieder, „ich gebe für das Hemde fünf, und für die Tücher vier Silbergroschen, damit ist es übergenug bezahlt! Das macht mithin —!

„Das kann ich nicht, gnädige Frau!" sagte Rieke erbleichend und trat herbei.

„Bleibe Sie, wo Sie ist!" rief die Geheimeräthin, mit dem Finger nach der Thüre zeigend.

Rieke gehorchte von Neuem. „Das kann ich nicht," fuhr sie fort, „ich arbeite gewiß so gut, wie jede Andere; aber ich brauche zu jedem Hemde zwei Tage, und hätte ich nicht die Nacht immer durch gearbeitet, wäre ich noch lange nicht fertig."

„Ich gebe nicht mehr," sagte die Geheimeräthin kalt, „ich bekomme es überall dafür, und wie lange Sie Zeit braucht, ist mir ziemlich gleichgültig. Sechs Hemden zu fünf Silbergroschen macht einen Thaler, und acht Silbergroschen das Dutzend Tücher." Sie schritt nach dem Sekretär.

„Gnädige Frau, ich kann es nicht!" sagte Rieke, die Hände faltend, „ich habe Tag und Nacht gearbeitet und das Geld ehrlich verdient; wir müssen heute anderthalb Thaler Miethe bezahlen, haben

keinen Stecken Holz und sollen auch noch leben bis wieder was verdient ist —!"

Die Geheimeräthin zählte einen Thaler acht Silbergroschen auf, und setzte sich wieder auf ihren Lehnstuhl, ohne das Mädchen nur einmal anzusehen.

„Hier ist Ihr Geld, nehme Sie, oder nicht. Für Ihre Frechheit aber, mit der Sie sich heute den Zutritt erzwungen, erhält Sie keine weitere Arbeit. Ich mag mich derartigen plebejen Insulten nicht länger aussetzen!"

„Gnädige Frau, und wenn Sie mir nichts mehr zu thun geben," jammerte Rieke, „ich kann's nicht dafür!"

„Thue Sie, was Sie will, ich bekomme überall die Arbeit dafür," rief die Geheimeräthin ungeduldig, „dort liegt Ihr Geld, nehme Sie es oder nicht, mache Sie aber, daß Sie mit Ihrem Lamento weg kommt!"

„Rieke stand unschlüssig an der Thüre. „Gnädige Frau," begann Sie noch einmal.

„Sie soll machen, daß Sie weg kommt!" fuhr jetzt die Dame auf und sah sie mit einem Blicke an, der aus Entrüstung und ekelnder Verachtung gepaart schien.

Rieke sah scheu in ihr Gesicht, ging dann mit einem tiefen Seufzer nach dem Tische und strich das Geld ein. „Und Sie wollen mir nichts weiter zu thun geben?" fragte sie leise.

„Ich habe nichts mehr mit Ihr zu schaffen!" sagte die Geheimeräthin stolz und wies nach der Thüre.

Als Rieke mit gesenktem Kopfe hinausgeschritten war, schellte sie. „Jeannette, Sie besorgen mir eine andere Nätherin!" sprach sie zu der eintretenden Zofe, „aber ich bitte mir anständige Leute aus, daß man nicht immer den Jammer des armseligen Volkes anzuhören bekommt und sich zuletzt noch Zudringlichkeiten aussetzt." —

Rieke schlich die Straße entlang und rechnete, bis ihr der Kopf weh that und die Augen überliefen. Holz, Brod, Miethe; daraus bestand ihr Exempel, das, sie mochte rechnen wie sie wollte, immer ihr Geld und das was ihr Vater vielleicht verdient hatte, weit überstieg. Siebzehn Silbergroschen hatte ihr die Geheimeräthin abgezogen — gestohlen! murrte es in Riekens Innern; davon hätte die Miethe voll gemacht und auch noch Holz gekauft werden können — jetzt mußte sie mit ihrem alten Vater entweder hungern und frieren, wer weiß auf wie lange, oder sie mußten sich mit Verlust ihrer ganzen geringen Habseligkeiten aus dem Hause treiben lassen. Und wohin dann? Für solche Leute, die ohne Sachen einziehen wollen, haben die Berliner Wirthe nirgends ein Quartier. — Rieke blieb stehen und überzählte ihr Geld nochmals, sie schwankte, ob sie nicht noch einmal umkehren und, da das Bitten und Jammern nichts half, mit derben Worten, mit Grobheit ihren gerechten Lohn fordern solle, — da sah sie die hohe Stube mit dem glatten Fußboden und den schweren gestickten Gardinen, da sah sie die Geheimeräthin und den tiefverachtenden Blick derselben, da überkam sie wieder die beklemmende Aengstlichkeit, die den niedergedrückten Armen in den Umgebungen des Reichen überfällt — langsam, mit niedergebogenem Kopfe, mit gepreßtem Herzen trat sie den Weg nach Hause an.

Es war bereits ein Uhr vorüber und der Wirth ging ungeduldiger in der Hausflur auf und ab. Wer bis Mittags zwölf Uhr seine Hausmiethe noch nicht entrichtet hat, dem wird in so einer Wirthsseele ein schwarzer Strich als säumiger Zahler gemacht. Dem mögen dann im Winter die Thüren klaffen, oder der Schnee durch die wandelbaren Fenster fliegen, für ihn rührt sich keine Hand; er mag ausziehen, wenn er es anders haben will, aber der Arme ist froh, wenn er ein Obdach hat.

Einen lauernden Blick warf der Wirth auf Riekens Gesicht, als diese rasch an ihm vorüber schritt, und folgte ihr sodann langsam nach.

Piefke saß schon eine Weile fertig angezogen und wartete auf seine Tochter. Man hätte den Alten von gestern Abend trotz der überall geflickten Kleidung kaum in ihm wieder erkannt. Alles an ihm war ordentlich und rein. Sein erster Blick fiel bei Riekens Eintritt auf ihr sorgenvolles Gesicht und seine Stirn zog sich in tiefe Furchen zusammen, daß er noch um zehn Jahre älter aussah.

„Siebzehn Silbergroschen hat sie mir abgezogen!" Das waren Riekens erste Worte, „siebzehn Silbergroschen und damit fiel sie auf den Stuhl und barg das Gesicht in beide Hände.

Der Alte sah sie erst an, als ob er nicht sprechen könnte. „Und das hast du dir gefallen lassen?" sprach er endlich mit ängstlich gespannter Stimme, „Rieke, siebzehn Silbergroschen, das hast du dir gefallen lassen? fuhr er fort und trat ihr näher, „weißt du denn nicht, daß heute der erste ist."

„Was soll ich denn machen? sie gibt nicht mehr!" sagte Rieke resignirt. „Ich habe gejammert und gebeten, da hat sie ein Gesicht gemacht, als wollte sie mir 'rausschmeißen lassen."

„Und das hat das reiche Volk über's Gewissen gebracht?" rief Piefke, und es stieg wie ein Anflug von Röthe in seinem Gesicht auf; „fünf Tage Arbeit, von einem armen Mädchen, Tag und Nacht, und noch siebzehn Groschen abziehen? ich habe fünfzehn Jahre gedient, habe mir für die Art den Rest geben lassen, daß ich jetzt keine ordentliche Arbeit thun kann und nu soll ich noch die Knochen erfrieren, mir 'rausschmeißen lassen, weil ich die Miethe nicht bezahlen kann, bloß weil die meinem Mädchen, das mir erhält, ihr Bischen Arbeitslohn abzieh'n? Wo wohnt denn die Sorte? Ich werde ihr fassen, daß sie was merken soll und das gleich!" Er suchte in voller Aufregung nach seiner Mütze.

Da steckte der Wirth seinen dicken Kopf zur Thüre herein, ließ erst den Blick die kahlen Wände entlang laufen und trat dann in die Stube. „Wie steht's mit der Miethe?" fragte er patzig und blieb

breitbeinig an der Thüre stehen. Piefke zuckte zusammen. „Ich hab' noch nicht alles Geld da, nehmen Sie's nicht übel, Herr Knolle, aber ich will's ebend holen. Bis heute Abend soll's da sein, es fehlen nur noch ein Paar Groschen!"

Der Wirth überschaute noch einmal alle Habseligkeiten in der Stube.

„Lauter Lumpenvolk!" brummte er und drehte sich herum, „wenn bis morgen die Sache nicht in Ordnung ist, werden Sie ermittirt, 's ist gut, daß ich den neuen Contract gemacht habe, danach können Sie sich richten!" Er verließ die Stube und warf die Thüre schallend hinter sich zu.

Ja, die Miethscontracte mit den armen Leuten, das ist auch ein Stückchen aus der Berliner christlichen Nächstenliebe. Früher galt e i n Schema für Reich und Arm, und wer seine Miethe nicht bezahlte, mußte erst verklagt werden. Das ist jetzt anders. Für die armen Leute ist ein neues Schema erfunden, und darin heißt es: „Wer bis den 3. des Monats seine Miethe nicht bezahlt hat, der kann von dem Vermiether sans façon ermittirt, vulgo herausgeschmissen werden. Die geringen Habseligkeiten bleiben dem Vermiether als Pfand!

„Vater, das mag nun kommen, wie's will, ich mache dir erst was Warmes zu essen," sagte Rieke, als der Wirth die Stube verlassen hatte, „du hast seit gestern Morgen nichts im Leibe!"

Der Alte hatte sich kraftlos auf einen der alten Stühle gesetzt und rieb sich die Stirne. „Aber die Miethe, Rieke, die Miethe?" fragte er mit ganz kläglicher Stimme, „wo sollen wir denn 's Geld herkriegen, wenn du noch Holz und Essen holen willst? Müller, der Bummelfritze, dem ich seine Jacke gemacht, ist blos früh Morgens zu Hause und wer weiß, ob ich von dem gleich Geld kriege." —

„Na, essen müssen wir doch und erfrieren können wir doch auch, nicht?" fuhr Rieke desperat auf, „und wenn uns der Wirth aus dem Vogelbauer hier oben herausjagt, was will er uns denn nehmen? Ein

Quartier wollen wir schon wieder finden!“ Damit that sie ihre reinliche Kattunschürze ab, band eine blauleinene, schon vielfach ausgebesserte an ihre Stelle und zählte einige Groschen von ihrem Gelde ab.

„Na, da mag's kommen, wie Gott will; bring' mir auch einen Schnaps mit, Rieke, daß ich mir die Sorgen een Bischen verschlucke!“ sagte der Alte und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht; Rieke nahm das Schnapsglas und verließ die Stube.

Kaum war sie auf die Vorflur getreten, so bog sich aus der Nebenflur ein schwarzumlocktes Mädchengesicht. „Bst, bst! Mamsell Rieke!“ — Diese sah sich um.

„Brauchen Sie vielleicht noch was Geld zur Miethe?“ fuhr das Mädchen fort, „der Wirth macht einen Spektakel durch's ganze Haus, daß Sie ihn noch nicht bezahlt hätten,, hat von exmittiren gesprochen, und das thut mir so leid! Wollen Sie was geborgt haben?“

Rieke stand und ein sichtlicher Kampf malte sich auf ihrem Gesichte. „Ich weiß nicht, wenn ich's Ihnen wiedergeben kann, ich danke schön!“ sagte sie nach einer Weile und machte Miene sich umzudrehen.

„Nu, Sie können sich doch bei der Kälte mit dem alten Manne nicht an die Luft setzen lassen?“ erwiederte das Mädchen eifrig, „jetzt finden Sie nicht gleich ein Quartier, wie Sie's brauchen, und können einstweilen auf der Straße erfrieren. Brauchen Sie was, so sagen Sie's, mit dem Wiedergeben hat's schon Zeit, da machen Sie sich keine Sorge. „Kommen Sie 'rein, 's zieht kalt in die Stube.“

Rieke stand noch immer augenscheinlich mit den widerstreitendsten Empfindungen da, die aufgerollte Aussicht eines Quartiers auf freier Straße hatte sichtlich eingeschlagen. Da trat das Mädchen zu ihr heraus und schloß die Thüre. „Riek'ken, sein Sie doch nicht wunderlich,“ sagte sie und legte die Hand auf ihre Schulter, „da sitzen Sie nun vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und arbeiten sich krank, daß es Jeden jammern muß, der's sieht, und haben nicht einmal

satt zu essen, nicht genug, um sich eine warme Stube zu machen, nicht genug zur Miethe. Keinen Abend, keinen Sonntag können Sie vor lauter Sorge um den Verdienst sich ein Vergnügen machen, und dabei haben Sie ein Gesichtchen und Händchen wie von Wachs, ein Füßchen wie eine Puppe, daß es doch ein Jammer ist, wie das Alles in dem Elende so zu Grunde gehen soll!"

„Lassen Sie mir!" sagte Rieke langsam und wand sich los, „ich weiß schon, wo Sie hinwollen, ich hab' aber noch vom letzten Male genug!"

„Nu, sind Sie dumm!" lachte das Mädchen, „wer wird denn gleich so handgreiflich werden, wenn Einer ein Bischen hitzig wird? Der war in Sie verliebt und hätte Sie am Ende geheirathet. — Sehen Sie, Rieke, ein armes Mädchen, das hübsch ist, hat ein Capital das ihr für 10,000 Thlr. Zinsen tragen kann und wenn sie das nicht benutzt, ist sie dumm, und wer dumm ist, wird geprügelt, das sehen Sie jetzt an sich selber. — Gehen Sie mit mir manchmal fort, machen Sie eine ordentliche Bekanntschaft — Sie brauchen nicht gleich zu thun, was so Einer will, — nachher können Sie Geld haben, so viel Sie wollen, und können — so vornehm, hübsch, wie Sie sind — am Ende noch gnädige Frau werden. Denken Sie an Ihren alten Vater, wenn Sie's nicht wegen sich thun. — Sagen Sie mir nur jetzt, wie viel Sie noch brauchen, daß Sie das Unthier von Wirth nicht auf die Straße setzt, und das Andere wird sich schon finden!"

„Keinen Pfennig nimmst du, Rieke, keinen Pfennig von dem Schandgelde!" fuhr mit einem Male der alte Piefke zur Stube heraus, daß das Mädchen mit einem Satze nach ihrer Thüre sprang; „da sollen doch gleich hunderttausend Kartätschen 'rinfahren. Will sie gefälligst in die Stadtvogtei spazieren, Mamsell, oder soll ich ihr das Fell voll hauen, daß sie daran genug hat?" rief er, mit geballter Faust auf die Phryne losgehend, daß diese aufschreiend sich in ihre Stube flüchtete. Aber Piefke hielt die Thüre fest, ehe sie diese schließen konnte und stellte

sich mitten in die Thüröffnung. — In der kleinen Stube sah es ganz wohnlich für „drei Treppen im Hofe“ aus. Zwei reinliche Betten nahmen die längste Wand ein, zwischen beiden aber befand sich unter einem birkenen Spiegel ein Tisch mit Parfümeriefläschchen, gemachten Blumen, bunten Seifenstücken und porzellanenen Nippfiguren besetzt; an der zweiten Wand stand ein stark zersessener Divan und an dem einzigen mit kleinen rothen Vorhängen versehenen Fenster bildete ein zweiter, ziemlich kleiner Tisch den Nachweis eines ehrlichen Erwerbes, denn hierauf lagen zwischen zwei Haubenstöcken eine in Arbeit befindliche Haube, die angefangene Krempe eines Damenhutes, Tüllstreifen, Bänder und Drathstücken. Hier fuhr jetzt eine zweite weibliche Gestalt im ungenirtesten Negligée in die Höhe und sah den Schneider in der Thüre mit einem Paar Augen an, die der wüthendsten Katze Ehre gemacht haben würden.

„Mein armes Mädchen 'rumkriegen, hm?“ fuhr Piefke wüthend fort, „wie viel hat euch denn meine Olle geboten, wenn ihr's zu Wege bringt? Erst freundlich gethan und Geld geborgt, daß sie euch nur ja nicht aus den Händen läuft und von hier wegzieht; hernach in die Halle, in die Villa und ins Casino mitgenommen, wo der Teufel seine Lese hält, liederlich gemacht, bis die schönen Herren und die schönen Kleider, das faule Leben und das 'rumludern besser schmeckt als die ordentliche Arbeit, und endlich das ganze schlechte Mensch fertig ist, nicht wahr? Da wollt' ich doch lieber wie ein Hund mit sammt meinem Mädchen auf der Straße krepiren, als von so'nner Sorte einen Pfennig nehmen!“

„Ist der Mensche verrückt?“ schrie das Mädchen hinter dem Tische, sich mit einer gezwungenen, hellen Lache zu der hereingeflüchteten wendend. „Was will Er denn eigentlich, Er Dämelack, was bildet Er sich denn ein? Er ist bei ordentlichen Mädchen

und wenn Er nicht macht, daß Er wegkommt, hole ich den Wirth!"

„Schöne Sorte von ordentlichen Mädchen!" lachte Piefke höhnend auf; „wer hat denn die Haube da bestellt? Vor vier Wochen hing sie gerad auf demselben Flecke und die Hutkrempe war vor'n Vierteljahre auch gerad so weit fertig. Wollt ihr einen Dummen haben, so kauft euch einen, ihr spaziert aber alle Beide noch nach dem Ochsenkopfe, so wahr ich Piefke heiße!" Er warf die Thüre zu, daß die ganze Etage dröhnte. —

Rieke war schon bei ihres Vaters erstem Erscheinen die Treppe hinab gesprungen; als sie jetzt mit Holz, Kartoffeln und Schnaps zurückkehrte, saß dieser mit aufgeregtem Gesichte, an den Nägeln kauend, auf dem Stuhle am Tische. Er griff, ohne ein Wort zu sagen, nach der Schnapsflasche, die ihm seine Tochter hinstellte und that einen gewaltigen Zug. Rieke machte Feuer an und begann die Kartoffeln zu schälen.

„So'nne Welt, wie's jetzt, kann's auch gar nicht wieder geben," fing der Alte ein ingrimmiges Selbstgespräch an, „und wenn Einer nicht fünfzehn Jahre gedient hätte, müßte er geradezu zum Hallunken und Spitzbuben werden. — Rieke!" fuhr er nach einer Weile fort und strich sich mit der Hand über das Gesicht, „ich weiß, Gott straf mir, nicht, wie's noch werden soll!" Er that einen gewaltigen Zug aus der Schnapsflasche, schüttelte sich und trank wieder. „Mit der Profession ist es so gut wie aus; Pumpen will Jeder, der sich was machen läßt, und der arme Mensch, der's nicht hat und das Tuch nicht noch hinterdrein werfen kann, kriegt keine Arbeit und kann gefälligst verhungern und erfrieren!" Er setzte die Schnapsflasche von Neuem an den Mund. „Donnerwetter!" fuhr er, sich schüttelnd, fort, „das Zeug brennt wie höllisches Feuer; keinen Bissen seit gestern Morgen in den Magen gekriegt, da muß es Einer wohl spüren; aber 's wärmt doch. —

Ha, ha!" lachte er nach einer Weile auf, „dodrum will uns die vornehme Sorte mit ihren Mäßigkeitsvereinen auch noch bringen; sie hat noch nicht genug d'ran, daß sie den armen Menschen elend umkommen läßt, daß sie ein armes Mädchen um die Hälfte Arbeitslohn bestiehlt" — er that einen neuen Zug — „aber beim alten Piefke kommt die Art unrecht — ja, unrecht kommt sie!" rief er und goß den Rest seines Schnapses hinunter, die leere Flasche sodann auf den Tisch stampfend. „Und von wegen dem Arbeitslohn, da faß' ich ihr und das ordentlich!" Erhitzt stand er vom Stuhle auf und suchte von Neuem nach seiner Mütze.

„Vater, was willst du denn?" fragte Rieke ängstlich, „warte doch, 's wird jetzt warm in der Stube und die Kartoffelsuppe ist auch bald fertig."

Piefke setzte seine Mütze auf den Kopf und stellte sich vor seine Tochter hin. „Rieke!" sagte er und faßte sich mit der Hand in die Seite, „meine Wunde fängt an zu jucken, da weißt du, was das bedeut't! Jetzt geh' ich zu deiner schönen gnädigen Frau, daß die auch etwas davon merkt, ich habe gerad die rechte Laune. Halt's Essen warm, bis ich wieder komme! Und Rieke — die Mädchens da drüben — du verstehst mir schon; sie haben ihren Tappen weg; faß ich aber noch einmal eine bei dir, so kann sie gefälligst zusehen, wie sie mit ganzen Knochen davon kommt!"

Er verließ mit starken Schritten die Stube.

Durch die Straßen zog ein kalter schneidender Wind, einen feinen Eisregen mit sich führend; Piefke aber, der, starr vor sich niederblickend, seinen Weg ging, fühlte trotz seines dünnen Rockes keine Kälte, und der feine gefrorene Schnee zerschmolz auf seinem heißen Gesichte. Es dunkelte bereits, als er vor dem Hause des Geheimeraths in der großen Friedrichsstraße stand. Da erst blieb er verschnaufend stehen, nahm die Mütze ab und strich sich die Haare vor. Die Hausthüre, sonst stets verschlossen, stand offen und Piefke schritt langsam

durch den mit zwei Gasflammen erleuchteten Hausflur und die Treppe hinauf. Oben an dem verschlossenen Vorsaale schellte er, aber eine lange Zeit verstrich, ohne daß ihm geöffnet wurde. Innerhalb der Wohnung tönten dann und wann eilige Tritte und ungeduldig schellte Piefke zum zweiten Male. Da that sich die Thüre auf und der Bediente des Geheimeraths fragte patzig, was er wolle.

„Ich muß die gnädige Frau sprechen und das gleich!“ sagte Piefke rauh, „'s ist was Nothwendiges, was sehr Nothwendiges!“

Der Bediente überflog ihn erst vom Kopfe bis zu den Füßen. „Kommt in ein paar Tagen wieder, oder sagt mir, was Ihr wollt, jetzt könnt Ihr hier keinen Menschen sprechen!“

„Ich sage Ihnen aber, daß ich muß! ich selber muß Sie sprechen, haben Sie mir verstanden?“ rief Piefke trotzig und machte Miene einzutreten.

„Kerl, macht keinen Spektakel!“ sagte der Bediente, ihn beim Arme fassend; „jetzt könnt Ihr nicht vor! Erstens stinkt Ihr nach Schnaps zum Ohnmächtigwerden, und dann hat den Geheimerath zum zweiten Male der Schlag gerührt und sie warten d'rin auf's Ende! Kommt in ein paar Tagen wieder, wenn Ihr mir's nicht sagen wollt!“ Damit schloß er die Thüre; Piefke aber stand noch eine ganze Weile wie verblüfft, ehe er wieder langsam die Treppe hinunter schritt. „Da hat der Herrgott gered't, da brauch ich's nicht!“ brummte er vor sich hin; „mir hat's freilich nichts geholfen!“

Als er die Hausthüre erreichte, zitterten seine Kniee, die Spannung war vorüber und als er auf die freie Straße trat, war's ihm, als fingen die ganzen Häuser an, mit ihm rundum zu gehen. Unsicher trat er den Heimweg an, je weiter er ging, je undeutlicher erkannte er seine Umgebung, je langsamer wurden seine Schritte; die einzelnen Gaslichter tanzten vor seinen Blicken, wie Blei lag es ihm auf den Augen, und als sich endlich die große Hamburger Straße vor ihm auf-

that, meinte er, keinen Fuß mehr vor den andern bringen zu können. Er setzte sich auf einen beschneiten Eckstein zum Ausruhen nieder. —

Der Abend war mehr und mehr hereingebrochen, die trübe brennenden Oellampen, in diesem Theile der Stadt noch nicht durch Gas ersetzt, verbreiteten nur eine unsichere Helle; da kam durch die todte enge Hamburger Straße ein Mann, und pfiff hell eine Polka in die kalte Luft hinein. — Der Berliner muß immer ein zeitbewegendes Wort haben, woraus er seinen Witz und sein Schlagwort drechselt. Es war die Zeit der Polka; Polka war der Favorittanz in den Kreisen der Gebildeten, in den öffentlichen Ballokalen und den Spelunken der niedersten Classen. Polka wurde Alles getauft, was neu oder auffällig war. Als der Mann in die Sophienstraße einbiegen wollte, blieb er plötzlich stehen, und brach sein Pfeifen ab. Langsam ging er auf den Eckstein los, wo Piefke, den Kopf auf die Brust gesenkt, den Oberkörper an das Haus gelehnt, noch immer saß.

„Na, ist des ooch Polka, bei so'nner Kälte uf'm Schnee zu schlafen? Hören Sie, Sie!“ rief er und schüttelte den Schneider an der Schulter; „wollen Sie hier noch lange logiren, denn holen Sie sich erst 'ne Decke! Na, nu? Gott straf mir, der Kerl rührt sich nicht. Heda, Sie!“ schrie er von Neuem und schüttelte ihn stärker, da sank des Schneiders Körper zur Seite und wäre von dem Steine geglitten, wenn der Mann nicht noch schnell genug zugefaßt hätte. „Nu, nu? hat der Einen zu viel oder was ist das vor ein Mensche?“ Er wandte ihm den Kopf nach der nächsten Laterne und nahm ihm die Mütze ab. „Jotte doch!“ rief er als der erste helle Lichtstrahl auf das Gesicht fiel, „das ist ja Vater Piefke, oder ich will nicht des alten Ritschel wohlgerathener Sohn sind! Was dem eingefallen ist, möchte ich auch wissen! — Hören Sie, Sie dadrüben!“ rief er einem auf der andern Seite der Straße Herankommenden zu, „heben Sie mir doch einmal den Menschen da mit in die Höhe.“

Piefke gab das erste grunzende Lebenszeichen wieder, als ihn Ritschel wie einen Sack, eben nicht sehr sanft über die Schulter nahm! aber ohne sich weiter aufzuhalten, trug ihn dieser die Hamburger Straße hinunter seiner Wohnung zu. Es war noch ein tüchtiges Stück bis dahin und bald genug rann, trotz der Kälte, dem Tragenden der Schweiß über die Stirne; aber ohne sich groß daran zu kehren, ohne die Blicke der ihm begegnenden Leute zu achten, schritt er rüstig darauf los, bis er das Haus erreicht hatte, in dem der Schneider wohnte. — Dort erst stellte er ihn wieder auf seine Füße.

„Na, oller Junge!“ rief er aufathmend, als er sah, daß Piefke wieder Kraft zum Stehen hatte und sein ganzes Gesicht strahlte vor innerlicher Freudigkeit, lebst du wieder? Na nu, man 'ran und steck dir in dein Nest, daß du wieder warm wirst!“

Piefke stand da, wie ein schwer Betrunkener, und nur mit großer Mühe brachte ihn Ritschel durch den Hof und die drei Treppen des Hinterhauses hinauf. Rieke kam ihnen, durch das Gepolter herbeigerufen, mit der brennenden Lampe entgegen. „Jotte doch, was ist denn mit ihm?“ fragte sie ängstlich.

„Frag ihn alleine, er hat mir's nicht gesagt!“ antwortete Ritschel und hob ihn Treppe für Treppe hinauf bis er endlich mit ihm in der Stube ankam. An der Bettstelle ließ er ihn nieder und schwer fiel der Körper in das Stroh hinein. „Entweder ist er erfroren oder er hat Einen zu viel, oder 's ist alles Beides!“ sagte Ritschel sich wieder aufrichtend; „ich habe ihn in der Hamburger Straße gefunden, wo er sich ganz gemüthlich auf einem Prellsteine einquartirt hatte. Koch' Thee, Rieke, sonst verhimmelt er uns am Ende noch, und ich habe mir vergebliche Mühe gemacht!“

Rieke hatte bis an das Bett geleuchtet und erst bei Ritschels Worten fuhr es wie ein jäher Schrecken über ihre Züge. „Jeses, was ist denn mit ihm?“ schrie sie auf und leuchtete hastig in sein Gesicht; „Vater was hast du denn?“

„Schrei man nicht und koch Thee!“ rief Ritschel, todt ist er noch nicht, das siehst du; aber verfroren! Mach man und lauf, daß er was Warmes kriegt! — Warte 'mal!“ rief er, als Rieke hastig das Licht auf den Tisch stellte und nach ihrem Tuche griff, „hier ist Geld; bei euch ist doch nichts los, und ich habe jetzt welches! Bringe auch einen Kümmel mit, auf die Anstrengung!“ Er nahm Pieffens geleerte Schnapsflasche vom Tische, hielt sie gegen das Licht, ließ sich die wenigen Tropfen in den Mund laufen und reichte sie dann dem davon eilenden Mädchen.

Piefke lag auf dem Stroh nur unmerkbar athmend; Ritschel nahm einen Stuhl, setzte sich an den warmen Ofen und ließ von hier aus seine Blicke in der ganzen Stube umher laufen. Mit einem Kopfschütteln stützte er sodann das Kinn in beide Hände und versank in stille Grübeleien. So saß er noch, als Rieke mit ihren Einkäufen zurückkehrte und neues Feuer im Ofen anschürte. — Erst als diese die unberührte Kartoffelsuppe in eine irdene Schüssel that, um in dem einzigen Topfe das Theewasser aufzusetzen, griff er nach der Schnapsflasche und fragte nach einem gewaltigen Zuge: „Hat euch denn die Olle nichts weiter gelassen, als was dahier steht?“ und als Rieke mit einem trüben Kopfschütteln antwortete, setzte er die Flasche von Neuem an den Mund, und sagte dann, sorgsam den Kork in die Oeffnung drehend: „Rieke, deine Mutter ist auch Eine, die Teufels Großmutter sein könnte, wenn sie spricht, du und dein Oller, ihr wär't dumm zum Prügeln, aber da hat sie doch Recht. Sag' mal, Rieke, wovor bist du denn eigentlich auf der Welt?“

„Sei man still von meiner Mutter, von der red' ich nicht!“ sagte Rieke und kauerte sich am Ofen zusammen; „und wo du jetzt hinwillst, weiß ich jetzt auch schon, denn du und die, das ist ein Kaliber!“

„Rieke, ich will dir was sagen!“ sprach Ritschel mit ernsthafter Miene, „kränke mir nicht mit so'nnem Vergleiche. Du kennst mir nicht und denkst, von wegen Spandow müßt ich ein schlechter Kerl sind.

Aber Rieke, der Ochsenkopf und Spandow, das ist aus purem Grundsatze geschehen, verstehst aus purem Grundsatze! Ich werde dir das erklären, und du wirst mir dann auch verstehen, wenn ich sage, du und dein Oller, ihr seid dumm!" Er setzte die Schnapsflasche von Neuem an die Lippen und fuhr dann fort: „Wie ich noch als dumme Jöre 'rum lief, war mein Vater Kattundrucker und meine Mutter waschte vor andere Leute. Dunnemals sagte mein Vater: „Fritze,

üb' immer Treu' und Redlichkeit,
sonst schlag' ich dir den Schädel breit!"

Na das geschah, nämlich die Treu und Redlichkeit. Aber mein Vater wurde krank und verdiente nichts, und meine Mutter konnte's nicht allein zwingen, und wie wir die Miethe nicht bezahlen konnten, schmissen sie uns aus dem Hause. Da zogen wir in der Kälte drei Treppen auf den Boden und vier Wochen darnach war mein Vater gestorben. Nun wurde ich Laufjunge bei einem Schneider und übte Treu und Redlichkeit. Davor aß ich alle Tage Kartoffelsuppe und Commisbrot, und manchmal auch gar nichts, fror im Winter und ließ mich des Nachts auf meinem Stroh einschneen. Aber meine Mutter kriegte von der Arbeit und der Sorge und einer Verkältung das Nervenfieber und lag auf ihrem Stroh feste; da wollt' ich ihr nicht alleine lassen, bis der Armendoktor käme, bei dem ich gewesen war. Der kam aber nicht und wie ich endlich zum Schneider laufe, hat der schon einen andern Jungen angenommen und schmeißt mir zur Thür heraus, weil ich ihn im Stiche gelassen. Wie ich nach Hause kam, war meine Mutter todt und ich hatte nun kein Geld und kein Brod und keinen Verdienst. Da ging ich alle Tage auf die Post, wenn die Diligencen ankamen und trug den Herrschaften ihre Sachen nach. Einmal verlor Einer seine Brieftasche — „üb' immer Treu' und Redlichkeit!" — ich lief ihm damit nach bis unter die Linden; da freute er sich ungeheuer und bedankte sich schön und gab mir vier Groschen. — „Fritze, du bist ein Schafskopf!" sagte dunnemals der Maurergeselle Gesicke, dem ich das erzählte, weil er

ein guter Freund von meinem Vater gewesen war — „und dein Vater ist mit seiner Treu und Redlichkeit auch gerade so weit gekommen, daß er schon unter die Erde ist. Wenn du jetzt keinen Verdienst hast, kannst du mit auf'm Baue helfen.“ — Deine Mutter, Rieke war dunnemals eine stramme junge Frau, bei der miethete ich mir nu in Schlafstelle in. Sie hatte einen Liebeshandel mit einem Baron, von dem ihr Oller nichts wissen durfte, und kriegte Geld, so viel sie nur wollte — das hatte ich schon in der ersten Woche weg. „Die hat's 'raus, sagte Gesicke zu mir, „wie ich's ihm erzählte, „sonst müßte sie mit ihrem Schneider auch krumm liegen zum Erbarmen. Halte du dein Maul und mach dir's lieber zu Nutze!“ — Na, ich ließ's gehen, bis Piefke selber dahinter kam und den schönen Baron die Treppe 'nunter spazieren ließ — ja da war's aus; aber mit dem guten Leben war's auch aus, und krumm liegen hieß es nun alle Tage. — „Siehst du, Fritze,“ sagte Gesicke, der Schneider ist auch so'nn Schafskopf wie dein Vater war. Merke dir, Fritze, was ich dir sage: Der Mensch ist kein Droschkenpferd nicht und der arme Mensch auch nicht, daß er's noch schlechter haben soll, als das. Wenn du aber nicht blos leben willst zum Schinden und Plagen und Sorgen, wenn du auch dein Vergnügen haben willst, daß du doch weißt, warum du auf der Welt bist, so nimm mit, wo du was kriegen kannst. Für deine Treu und Redlichkeit gibt dir kein Mensch keinen Dreier, das ist ein Gericht vor die Vornehmen, und hat für Unsereinen keinen rechten Geschmack!“ — Acht Tage darauf war's mit dem Baue aus und ich trieb mich an den Ecken 'rum, eine ganze Weile, wo's was zu verdienen gab; aber 's ging mir schlecht genug, und wie ich einmal den ganzen Tag nichts in den Magen gekriegt, sprech' ich einen feinen Herrn um einen Sechser an. Der ließ mir abblitzen, daß es eine Art hatte, und wäre am liebsten gleich mit der Polizei dagewesen; wie er sich aber 'rumdrehte, hing ihm das seidene Schnupftuch drei Ellen weit aus dem Rocke — na nu, deine Olle machte mir's zu Gelde, ich hatte für drei Tage zu essen und den hatt's

nicht arme gemacht. So wurde ich gescheut! Gesicke aber sagte: „Laß dir nicht zu viel mit der Pieffen in, die betrügt Ihresgleichen noch um das Bischen Armuth, die verhandelt arme Mädchen und macht sich alleine fett. Das ist schlecht! Merke dir, Fritze: halte gute Kameradschaft und gieb Jedem von Deinesgleichen, was ihm zukömmt; laß Keinen im Stiche, so läßt er dir auch nicht stecken!" — Na, da ließ ich deine Olle, und wie sie mir wollte einen Liebhaberposten bei Eine von ihren Mädchens geben, wo sie alleine schluckte, sagte ich ihr meine Meinung und da kündigte sie mir die Schlafstelle, mitten im Winter. Ich dachte, es wär' nicht so schlimm gemeint; aber den Ersten schließt sie mir richtig die Thüre vor der Nase zu, der Nachtwächter faßt mir ab und ich spaziere nach'm Ochsenkopf. Da hatte ich gleich Logis und machte obenin schöne Bekanntschaften, wo ich was profitirte. — So ist es fortgegangen, Rieke, wo's was zu verdienen gab, hab ich's mitgenommen, habe mir keine Sorge gemacht, habe blos zu meinem Privatvergnügen gelebt, und wer's anders macht, das ist ein Schafskopf. Wann du dir das ganze Bischen Leben durchgequält hast, kommst du gerade so und noch eher unter die Erde, wie ein Anderer und weißt nicht, warum du eigentlich gelebt hast. Und wenn sie dich dein Lebelang nach Spandow setzen, hast du's noch immer besser als so. Das ist meine Fielsofie. — Nun frag ich dir Rieke, bist du nicht mit sammt deinem Alten dumm? — Deine Mutter spricht das auch, weil sie dir aussaugen will; ich aber will von keinem armen Menschen was profitiren und sag's, weil ich so meine und weil mir das Elend jammert. — Darum kränke mir nicht, Rieke, von wegen einem Kaliber!" Langsam setzte er die Schnapsflasche an den Mund.

Rieke hatte den Kopf auf die Brust hängen lassen und sprach kein Wort, bis der Thee kochte. Da nahm sie aus dem Kasten am Bette eine gesprungene blaugeblümte Tasse und brachte den warmen Trank zu den Lippen des Kranken. Gierig sog dieser die Schale aus.

„Na, der kann's noch gut!“ sagte Ritschel, von Neuem einschenkend, „ich glaube, dem hat's am Besten gefehlt, an was Ordentlichem im Leibe!“

„Ach, Jotte doch, er hat seit zwei Tagen nichts gegessen!“ sagte Rieke jammernd, „er ist heute fortgelaufen, ehe die Suppe fertig war.“

„Na, da gieb die man her und laß den Thee!“ rief Ritschel, den Alten in die Höhe richtend. „Komm' her, oller Junge, 's soll dir bald besser werden!“

Der Kranke verschlang die ersten Löffel wie im Heißhunger, dann aber kehrte er sich im vollen Widerwillen weg; sein Athem ward schwer, als ihn Rischel wieder niedergelassen hatte, sein Gesicht begann aufzuglühen und Rieke stand noch immer mit der Suppenschüssel, ihn ängstlich beobachtend, da.

„'s muß doch was Anderes sind, Rieke,“ sagte Ritschel, sich in den Haaren kratzend;“ gräme dir man jetzt nicht und iß deine Suppe, daß du nicht auch krank wirst — und wenn du was übrig hast, werde ich dir Gesellschaft leisten!“

„Eß' man;“ sagte Rieke, die Schüssel auf den Tisch stellend; sie selbst setzte sich, den sorgenschweren Kopf in die Hand gestützt, an das Lager ihres Vaters.

Ritschel ließ sich nicht zweimal auffordern, aß, und trank seinen Schnaps dazu, bis Schüssel und Flasche leer waren.

„Rieke,“ sagte er aufstehend, „ich will mir jetzt drücken, denk dran, was ich dir gesagt habe. Du bist hübsch, mach' deine Schönheit zu Gelde, so lange du noch hübsch bist; laß dir aber von deiner Ollen nicht beschummeln. Ich mein's gut, und nun gute Nacht auch!“

Rieke blieb rathlos am Bette des Alten sitzen. Durch ihren Kopf schwirrte es und jagte es sich; die Miethszahlung an den Wirth und was mit dem kranken Manne werden sollte, wenn sie ausziehen müßten; Ritschels Worte und die Anerbieten des Mädchens nebenan.

Die glänzenden Säle der Villa und Halle gingen mit ihrer Pracht und ihren Verlockungen vor ihrer Seele auf, die Musik tönte, der Champagner perlte, die Lust jauchzte; heiße begehrliche Blicke ruhten auf ihr; aber tief in ihrem Innern klang ein dissonirender Ton, wie die Ahnung vor einem Abgrunde, den sie noch nicht kenne, daß sie sich losreißen mochte von den gefährlichen Bildern, daß Ritschels Philosophie nicht Stich hielt und die Worte des Mädchens zu gleißenden Lügen wurden. Aber immer und immer trat wieder das Bild ihres Elends vor sie und sie grübelte, ob es denn nur noch schlimmer werden könnte, wenn sie hinausgeworfen würden auf die eisige Straße, bar jeder Hoffnung auf einstmalige Besserung, bar jedes Anspruchs an Lebensfreude, nur geschaffen zu Noth, Angst und Arbeit. Sie bog den Kopf wieder auf das Stroh, worauf ihr Vater im unruhigen Schlafe lag — Elend oder Schande, das war die Wahl, die ihr die Welt ließ. Sie hätte am liebsten gleich sterben mögen.

Vor dem Hause spielte ein Leiermann und die Jungen auf der Straße pfiffen die Melodie mit:

O Seele zage nicht,
Der Himmel steht noch offen —

und todtmüde bis in die innerste Seele schlief Rieke unter den Klängen ein. — —

Die wenige Wärme war längst aus der Stube entflohen, die Lampe war, des mangelnden Oels halber, von selbst verloschen und das erste Tagesgrauen schien durch die gefrorenen Fenster, da fuhr Rieke aus ihrem Schlafe auf, wie von etwas erschreckt. Schauernd, mit steifen Gliedern, setzte sie sich aufrecht, der ganze Kopf war ihr wüst, sie mußte erst versuchen, ihre Gedanken zu sammeln, um ihre Lage zu begreifen. Da stöhnte der Alte neben ihr auf und warf den Arm über sich weg — von der hellen Erinnerung getroffen bog sich Rieke zu ihm nieder — sie begegnete schwerem glühendem Athem, leisen schnellen Reden, als ob der Schneider träume. Ein Schreck zuckte durch ihre

Seele, sie wußte, woran sie war. Sie raffte sich auf, bettete hastig den Kranken so tief in das Stroh hinein, als es sich thun ließ, sie suchte das übriggebliebene Holz zusammen und machte neues Feuer in den Ofen. Dann setzte sie sich wieder neben das Bett unter Grübeln und Sinnen den hellen Tag erwartend.

Als der erste Sonnenstrahl in das Fenster fiel, erhob sie sich. Sie war zu einem Entschlusse gelangt. Sorgsam reinigte sie sich, sah noch einmal nach dem in voller Fiebergluth liegenden Kranken und verließ dann, das Tuch um die Schulter gezogen, die Stube. Sie wollte noch einmal in das Haus der Geheimeräthin.

Zehn Uhr war vorüber, als sie mit bebender Hand die Klingel zog. — Das Kammermädchen öffnete ihr, schien aber sehr geneigt, ihr die Thüre vor der Nase wieder zuzuschlagen.

„Was wollen Sie denn noch einmal?“ fragte sie unfreundlich, „bei der gnädigen Frau kommen Sie nicht wieder vor.“

Riekens Brust hob sich in einem tiefen Athemzuge. „Liebes Mamselleken, Sie sind schon einmal so gut gegen mir gewesen,“ sagte sie, „mein Vater liegt zu Hause todtkrank, und wenn ich nicht heute noch Geld schaffe, werden wir morgen auf die Straße gesetzt. Die gnädige Frau hat mir siebzehn Groschen abgezogen, ich will nicht betteln, ich will ihr auch kein Wort mehr sagen; aber vielleicht jammert ihrem gnädigen Fräulein das Elend und sie giebt mir aus Erbarmung, was ich doch eigentlich verdient hätte. Lassen Sie mir zu ihr, denken Sie, wenn Sie auch einen kranken Vater hätten und wüßten nicht, wo mit ihm hin in der Kälte.

Das Mädchen sah sie an und schien unschlüssig, was sie thun solle. „Die gnädige Frau hat mir gestern beinahe Ihrethalben den Dienst gekündigt,“ sprach sie endlich, „und nun ist gestern Abend der Herr Geheimerath gestorben, kein Mensch darf vorgelassen werden! Hätte ich was übrig, ich gäb Ihnen das Geld selbst, aber ich habe außer meinem Dienste auch nichts.

Da kam rascher Männertritt die Treppe herauf, und Rieke trat, um Platz zu machen, auf den Vorsaal. Kalkbach war es. „Gnädige Frau zu sprechen?" fragte er und warf einen Seitenblick auf Riekens bleiches Gesicht, das in der Kälte wie aus feinem, durchsichtigen Wachs geformt erschien.

„Gnädige Frau sind zwar sehr unwohl, ich werde aber fragen!" erwiederte die Zofe und eilte davon.

Rieke stand scheu an die Wand gedrückt, vor sich hinstarrend, der Baron trat an die entgegengesetzte Seite und ließ seine Blicke auf dem Mädchen ruhen; die feinen eleganten Formen in der armseligen Kleidung schienen ihm von Neuem aufzufallen. Von dem Gesichte glitt sein musterndes Auge auf die aristokratische Hand und den kleinen Fuß — wie in stillen Gedanken ließ er den Schnurrbart durch die Finger laufen, und als Rieke das Auge aufschlug, begegnete sie einem Blicke, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Als wolle sie sich in sich selbst verkriechen, zog sie den Kopf in die Schultern, um die Lippen des Barons aber spielte ein Lächeln der Befriedigung.

„Herr von Kalkbach!" sagte eine halblaute Stimme und der Baron fuhr aus seinen Betrachtungen in die Höhe — eine jugendlichvolle, in tiefe Trauer gekleidete weibliche Gestalt stand neben ihm und das große braune Auge flog wie im Aufwallen einer unangenehmen Empfindung nach dem harrenden Mädchen hinüber, sie vom Kopf bis zu den Füssen messend.

„Sie selbst?!" rief Kalkbach überrascht, ihre Hand an seinen Mund führend; aber mit halb verletzter Miene entzog sie ihm diese. „Treten Sie ein!" sprach sie, ihm nach dem Zimmer vorangehend.

„Das ist das Mädchen, gnädiges Fräulein!" sagte die herbeikommende Zofe und Rieke richtete sich aus ihrer gedrückten Stellung auf, das bittende Auge auf die Dame heftend. Diese wandte sich nochmals um und sah sie mit einem Blicke an, als stritte in ihr ein feindliches Gefühl mit

einer bessern Empfindung. „Jetzt kann ich nichts thun, sie mag wiederkommen!" sagte sie endlich und die Thüre schloß sich hinter ihr.

„Ich kann nichts weiter machen," sprach die Zofe achselzuckend, „ich habe ihr das ganze Elend vorgestellt!" Rieke aber sah noch immer nach der Thüre, hinter welcher die junge Dame verschwunden war und schlich dann mit zusammengepreßten Lippen die Treppe hinunter. — —

Es war Abend. Rieke kauerte an dem eben geheizten Ofen und ließ sich von der Flamme durchwärmen. Auf ihrem Gesichte lag es wie eine gänzliche Erschlaffung und nur dann und wann fuhr es wie ein plötzliches innerliches Erbeben darüber hin. Piefke lag noch immer in stumpfer Bewußtlosigkeit auf seinem Stroh.

Den Nachmittag hatte der Wirth angekündigt, daß morgen früh das Quartier geräumt sein müsse, es wäre bereits anderweitig vermiethet, und Rieke war in Todesängsten herumgelaufen, eine andere Wohnung zu schaffen. Was das aber heißt, kann nur der Arme in dieser Lage erfassen — ein Mädchen mit einem kranken Manne, nur mit dem versehen, was sie auf dem Leibe tragen, wer will die zu Miethern? Vorausbezahlung der Miethe war die gewöhnliche Bedingung, die ihr gestellt wurde; Rieke lief Straße für Straße des armseligen Viertels durch, es fing bereits an zu dämmern und noch hatte sie nichts gefunden. Da eilte sie erst nach Hause, um nach ihrem kranken Vater zu sehen und trat dann ihre Wanderung von Neuem an. Schon wurden hier und da die Straßenlaternen angezündet und sie konnte die Miethzettel nur noch mit Mühe erkennen; da trat sie in ein großes Haus, an dem eine „kleine Kellerwohnung" angekündigt war. Eine Frau brannte auf ihre Anfrage ein Licht an und führte sie durch den Hof in die Souterrains. Dort unten war es schon längst finstere Nacht. Im Scheine des Lichts aber erblickte Rieke zwei kleine Räume, Stube und Kammer vorstellend, die am bezeichnendsten „Löcher" genannt werden konnten. An der Decke befanden sich zwei enge Fenster,

deren Höhe mit dem Pflaster des Hofes abschnitt und die nur dadurch einiges Licht erhielten, daß der Boden des Hofes in der Breite und Höhe etwas über einen Fuß breit ausgegraben war. — Von oben hätte der Fremde niemals den Aufenthalt menschlicher Wesen da unten vermuthet. — Der Fußboden bestand aus halbverfaulten Dielen, in deren Zwischenräumen es wie gefrorenes Wasser glänzte; die Wände aber, deren Farbe nicht recht zu erkennen war, glitzerten und funkelten wie Silber und durchsichtiges Crystall — gefrorene Feuchtigkeit. Ueber der Decke des Raumes stampfte und pochte es — der Pferdestall befand sich darüber. Wenn sich Rieke die „Wohnung" erwärmt dachte, das Wasser an den Wänden, die nassen Dielen, so wollte sie wohl ein Schauer überlaufen, aber die Wirthin verlangte die Miethe nicht im Voraus und auch nur drei Thaler vierteljährlich — und morgen mußte sie ein anderes Logis haben — sie gab fünf Silbergroschen Angeld und eilte wieder nach Hause. Erst als sie dort einen Vergleich mit ihrer armseligen, aber trockenen Stube anstellte, als sie sich ihren kranken Vater in dem feuchten, dunkeln Keller dachte, überkam sie die Ahnung eines noch schrecklicheren Elends — aber das war bald vorüber; sie hatte keine andere Wahl und als das Feuer neu angeschürt, sank sie geistig und körperlich erschöpft in sich zusammen.

Da öffnete sich leise die Thüre und der Kopf ihrer Nachbarin steckte sich behutsam herein. Einen vorsichtigen Blick nach dem Lager des Alten werfend, trat sie in die Stube und kniete neben das Mädchen auf die Erde. „Riek'ken," sagte sie halblaut, „wir wurden gestern in unserm Gespräche unterbrochen, aber ich komme noch einmal. Ihr Oller liegt nun feste und morgen müssen Sie 'raus, Sie kennen das Unthier von Wirth nicht; er will Alles behalten, was nur in der Stube ist, auch die Bettstelle, bis Sie ihn bezahlen. Sie sollen ihn erst verklagen, wenn Sie's nicht leiden wollen. Was machen sie mit dem kranken Manne?"

Rieke sah das Mädchen mit glanzlosem Auge an, als berührten sie die Worte kaum.

„Jammerte mir die Noth nicht zu sehr," fuhr die Letztere eifrig fort, „ich käme nicht noch einmal. Warum wollen Sie denn mit Gewalt in dem Elende bleiben? ich versteh das nicht! So ein Mädchen wie Sie? Haben Sie denn nur was von Ihrem Leben? Denken Sie doch an Ihren Vater, wenn Sie den und sich selber auf die bloße Erde legen sollen!"

Durch Riekens Körper fuhr es wie ein Schauer. „Riek'ken," begann das Mädchen von Neuem, „ich bin Ihnen von Anfang an gut gewesen, ich weiß selber nicht warum; wollen Sie Geld haben, so sagen Sie mir's und denken Sie d'ran, was ich Ihnen gestern gesagt habe; bezahlen Sie den Wirth, mit dem neuen Miether ist es eine bloße Flause, das weiß ich; folgen Sie mir, denken Sie, zehn lustige Jahre sind besser, als ein ganzes Leben voll lauter Jammer und Noth, und morgen soll Ihr ganzes Elend ein Ende haben."

Rieke saß noch immer wie gänzlich in sich selbst versunken da, der Alte im Bette aber wurde unruhig, und das Mädchen erhob sich vorsichtig.

„Sagen Sie mir Antwort, Riek'ken," flüsterte sie und huschte zur Thüre hinaus.

Zweite Abtheilung.

Ein elegant möblirtes Zimmer, mit allem modernen Luxus ausgestattet. Auf dem weichen Divan liegt ein junger Mann im Schlafrocke von echtem Sammet, ein leichtes Hausmützchen in das volle Haar gedrückt. Der dichte Schnurr- und Backenbart läßt nur wenig von dem Munde sehen, der in kurzen Pausen den leichten Rauch einer echten Havannha in die Luft bläs't. Nachdenklich folgen die Augen den aufsteigenden Wölkchen.

„Jean!“

Der Bediente tritt aus dem Nebenzimmer ein.

„Nichts angekommen?“

„Nichts, gnädiger Herr!“

Aergerlich verzieht sich das Gesicht des Fragenden und der Bediente tritt ab. Wieder folgen die nachdenklichen Augen dem Cigarrenrauche. Da wird die Klingel gezogen, als sollte damit Sturm geläutet werden und kurz darauf springt auch die Thür des Zimmers auf.

„Donner und Doria, das ist eine Kälte zum Tollwerden! Guten Morgen, Kalkbach! Pardon, wenn ich mir's bequem mache!“ Damit fliegt der Ueberrock des Eingetretenen auf den nächsten Stuhl, der Hut und die weißen Glacéehandschuhe finden auf dem Tische Platz und ihr Eigenthümer stellt sich mit zwei frostigen Sprüngen an den Ofen.

„Jean! – Eine Flasche Burgunder, Caviar und so weiter!“ Der Bediente eilt mit einem „Befehl!“ davon. „Doria! drei Stunden hinter einander zu antischambern, Visiten zu schneiden, Niemand zu Haus zu treffen, keinen Hauch menschlicher Wärme zu genießen und doch auszuhalten, das ist mehr als Heroismus! – Dafür ist aber keine Rubrik in der Conduitenliste, das sieht Niemand, dafür ist keine Anerkennung, – à propos, hast du schon die Avancements? Nicht? Nun, entre nous, ich kenne manches Gesicht, das lang werden wird und dem ich vor vier Wochen nicht zu nahe komme. Die Vacanz von Oldersleben, wer spitzt sich da nicht Alles — aber Doria, da fällt mir ein, wie ist denn das mit dem zarten Verhältniß eines gewissen Herrn von Kalkbach und der wetterhübschen Cäcilie? Ein excellentes Mädchen, auf Seele! einen Fuß zum Küssen, eine Hand zum Verlieben, eine Taille, eine Figur zum Tollmachen, ein Näschen, Doria ein Näschen! Das ist mir zwei Tage lang nach dem letzten Balle nicht vor den Augen weggegangen, hat vor mir auf dem Papiere herumgetanzt, hat sich mit in alle Actenstücke hineingesteckt; ein Näschen, das ich vor lauter Wollust abbeißen möchte! Nun, Herr Baron von Kalkbach?“ fuhr er fort, die beiden vom Bedienten hingestellten Gläser voll blutigen Burgunder schenkend, und sich einen Stuhl zum Tische rückend, „was hat Sie angefochten, daß Sie melancholische Ringe in's Blaue blasen?“ Er trank mit kurzen Absätzen prüfend sein Glas aus. „Der ist excellent, richtige Temperatur, ein tüchtiger Kerl der Jean!“ Er schenkte neu ein und nahm dann das feine Frühstück in Angriff. „Ja, die Cäcilie, sechs Wochen ist der Geheimerath todt, famos sah sie aus in der tiefen Trauer, mit dem schmachtenden Blicke — nun aber Mensch!„ rief er

plötzlich und warf Messer und Gabel auf den Tisch, „bist du unter die Mucker gegangen, oder bist du stumm und trüb geworden? ich glaube, wenn ich heute Abend noch da säß und schwatzte, du rührtest dich noch nicht einmal! Deine Mütze sitzt wie eine hypochondrische Nebelkappe über deiner Stirn und dein Oreillée macht eben Miene, dich in süße Ruhe zu vergraben."

Kalkbach fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, saß rasch auf und setzte sich das Mützchen zurecht.

„Ich bin verdrießlich, Seifried," sagte er, sich reckend, „und du machst mich heute mit deiner Suade noch verdrießlicher; es ist wirklich, als ob mich das Pech verfolgte!"

Seifried sah ihn mit großen Augen an und setzte das eben erhobene Weinglas wieder auf den Tisch. „Na, so wahr ich einmal hoffe, in's Gehalt zu rücken, ich verstehe dich nicht!" rief er endlich. „Du, der schöne — reiche — liebenswürdige — begünstigte Baron — Du, dem die Elite der Damenwelt, dem solcher Burgunder zu Gebote steht, im Peche? und ich, dein Pylades, soll auch die Ehre haben, dazu zu gehören? Kalkbach, du bist übler Stimmung, aber für die Rubricirung danke ich freundlichst. Dein Wein war gut, aber ich werde ihn erst einmal wieder versuchen, wenn du besserer Laune bist!" Er stand auf und griff nach seinem Paletot.

„Bleib' sitzen und sei nicht wunderlich!" sagte Kalkbach sich von Neuem über die Stirn fahrend, als wolle er die ärgerlichen Gedanken wegwischen, „wenn man verdrießlich ist, legt man die Worte nicht auf die Goldwage. Setz' dich her und spiele nicht den Empfindlichen," fuhr er fort, sein Glas austrinkend und dann beide wieder vollschenkend, „ich habe seit der letzten Fête beim Minister mit der kleinen Comtesse Zelinski angesponnen und heute warte ich schon seit dem Morgen vergeblich auf Nachricht. Nun weißt du's und wirst mich begreifen; nun halte aber vorläufig noch reinen Mund!"

Seifried hatte langsam seinen Rock wieder hingelegt und setzte sich

mit dem gespanntesten Gesichte auf seinen Stuhl. „Was hast du mit der kleinen Zelinski? Bist du denn nicht so gut wie Bräutigam?“

Kalkbach rückte wieder ärgerlich sein Hausmützchen und trank dann rasch sein Glas aus. „Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so laß das bei Seite,“ sagte er, „das ist eben mein Pech, daß du heute gerade davon nicht loszubringen bist. Die Oldersleben ist ein charmanes Mädchen und wäre, so lange der Geheimerath lebte, für mich eine ganz annehmbare Parthie gewesen. Was soll sie mir aber jetzt? Ich muß Verbindungen, Connexionen haben, durch die ich meinen Weg machen kann!“

„Sooo!“ dehnte Seifried, als gingen ihm tausenderlei Gedanken durch den Kopf. — „Und schon vollständig gebrochen?“ fuhr er fort und begann mit dem Finger Figuren auf den Tisch zu zeichnen, „oder soll das noch nebenbei ein Amüsement bleiben?“

Kalkbach sah auf, als wolle er in den Mienen des Andern den Sinn der Frage erkunden. „Ich glaube du irrst dich in dem Mädchen!“ sagte er nach einer Weile, „ich habe mich bereits leise zurückgezogen und kann es mit gutem Gewissen!“

„Du würdest dir auch in dem Falle, den ich meine, nicht viel böses gemacht haben!“ lächelte Seifried.

„Meinetwegen auch, aber hier ist er nicht vorhanden!“ rief Kalkbach. „Die Art und Weise wie ich bei Lebzeiten des Geheimeraths aufgetreten bin, macht mir das Fortspinnen unter guten oder leichten Absichten gefährlich. Ich habe jetzt übrigens für andre Zwecke ein so pikantes Verhältniß, daß mich das fast vollständig einnimmt.“

Seifried trank langsam und nachdenklich seinen Wein aus. „Kalkbach“ sagte er sodann, das Glas fest wie in einem Entschlusse auf den Tisch setzend, „ich — ich werde dein Nachfolger! Reiß nur die Augen auf über meine Kühnheit!“ rief er und sprang vom Tische auf, „ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ Kalkbach sah ihn mit einem etwas ironischen Lächeln an; Seifried aber nahm seinen Platz

wieder ein, ließ einen tiefen Seufzer hören und begann sodann: „Damit du mich aber begreifst, mein Orestes, so höre das wehmüthige Geständniß, daß ich seit dem letzten Balle beim Geheimerath in das Mädchen verliebt bin, vernarrt, wie es nur ein Quartaner in eine schöne Putzmamsell sein kann. Diese Tournüre, diese Fülle bei aller Grazie, diese Füßchen, diese Händchen, dieses Näschen — Kalkbach dieses Näschen!“

„Nun und?“ fragte der Baron mit dem vorigen Lächeln.

„Nun und?“ wiederholte Seifried etwas verblüfft, „heirathen kann ich sie nicht, aber — kann ich nicht den Duft einathmen, wenn auch die Rose nicht mein Eigenthum ist?“

„Laß dich nur nicht in die Nase stechen!“ lachte Kalkbach, „oder sondire erst, daß keine empfindliche Biene drin steckt!“

„Arbeite ich nicht in dem diplomatischen Büreau?“ rief Seifried, — „aber, einmal ernstlich gesprochen,“ fuhr er fort, „ich will wirklich suchen, dem Mädchen näher zu kommen; zu welchem Zwecke wissen vorläufig nur die Götter; ich arbeite in solchen Angelegenheiten ohne Concept. Dir trete ich dadurch nicht mehr entgegen, oder: du stehst mir vielmehr nicht mehr im Wege, du spinnst bei der kleinen Zelinski an und hast außerdem dein pikantes Verhältniß — ach ad vocem pikant! Was hast du aufgestöbert? darf man's wissen, heraus damit!“

Kalkbach lächelte. „Wenn ich dir nun auch sagte,“ begann er, „daß ich jetzt einem kleinen Nähmädchen die Cour mache, wirst du etwas drin finden?“

„Ein Nähmädchen? kann ich dir ziemlich mit einem Dutzend aufwarten. Weiter nichts?“

„Ein Mädchen von einer Zartheit und Eleganz der Formen, wie du sie in unsern Kreisen vergebens suchen wirst —“

„Alles schon dagewesen, nichts eigentlich Pikantes mehr!“

„Ein Mädchen von achtzehn Jahren, das in seinem Leben noch kein Liebesverhältniß gehabt hat, züchtig wie eine Carmeliterin —"

„Unsinn, Unsinn!" schrie Seifried, „meine Stelle gegen einen Nachtwächterposten! von achtzehn Jahren existirt kein Mädchen der Art in Berlin!"

„Ein Mädchen, dem erst eine Noth von der wir keinen Begriff haben, den Widerstand gebrochen hat, das mir nun von seiner eigenen Mutter verkauft worden ist, bei dem ich aber mit allen Künsten noch nicht einen Fuß breit eigentliches Terrain gewonnen habe; ein Mädchen das mich liebt und sich doch nicht ergibt!"

Seifried sah erst den Baron an und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. — „Nein, das ist zu köstlich!" rief er und sprang vom Stuhle auf, als wolle er vor Lachen ersticken, „die Tochter einer alten Vettel und daneben der schmachtende Seladon — eine liebende Berliner Grisette voll stoischer Tugend — und der gefährliche, unwiderstehliche Baron, der davor zu Kreuze kriecht! — Kann man denn die Naturseltenheit nicht einmal zu sehen bekommen, oder kannst du mir nicht die Quelle für ein zweites derartiges Exemplar nachweisen?" fuhr er fort und blieb vor dem Freunde stehen. „Kalkbach, Kalkbach, wo sind denn deine gesunden fünf Sinne, dein Blick, deine tiefe Erfahrung — oder bist du in das Mädchen verliebt, verliebt zum Sterben? denn anders ist es nicht möglich, daß du den einfachen abgebrauchten Kniff, die Waare im Preise in die Höhe zu schrauben, nicht herausgefühlt hast!"

Der Baron stand langsam vom Divan auf und trat an's Fenster. „Du fängst an, mich mit deiner Seichtigkeit zu ennüyiren," sagte er verdrießlich, „entweder traue mir zu, daß ich Wahres von Falschem zu unterscheiden vermag, oder wenn du mich für einen Schwachkopf hältst, so sage mir es wenigstens nicht in's Gesicht!"

„Nun aber Mensch!" sprach Seifried etwas verdutzt, willst du den Atheisten zum Frommgläubigen machen?"

„Thue und glaube was du willst, wir wollen aber hiervon abbrechen!“ Der Baron setzte sich auf seinen alten Platz und stützte den Kopf auf den Ellbogen; Seifried blickte ihn von der Seite an und sah dann nach seiner Uhr. „Doria! schon zwei Uhr!“ rief er und griff nach seinem Ueberrocke. „Sehe ich dich heute bei Tische?“

„Wahrscheinlich!“ erwiederte Kalkbach verstimmt; Seifried schüttelte den Kopf und verließ mit einem kurzen „Adieu!“ das Zimmer.

Es war vierzehn Tage später. Der Sturm fuhr durch die abendlichen Straßen und peitschte den herniederrieselnden Regen zu feinem Staube; die Gaslichter brannten nur flackernd und warfen ihren unsichern Schein in den flüßigen Schmutz, mit dem Pflaster und Trottoirs überschwemmt waren. Selbst in den frequenten Stadttheilen waren die Straßen wenig belebt und nur die Droschken rasselten in regerer Geschäftigkeit als gewöhnlich über die Pflaster.

In dem von einer Lampe matt erleuchteten hohen Gemache saß die Geheimeräthin von Oldersleben in ihrem Lehnstuhle. Unter der schwarzen unverzierten Haube streckte sich eine schwarze „Schnebbe“ hervor, mit ihrer Spitze über die marmorweiße Stirn bis zwischen die Augenbrauen reichend. Der schwarze ungarnirte Oberrock ging herauf bis unter die schwarzen Florbänder der Haube, welche das hagere bleiche Gesicht einschloßen. So saß sie da, die Augen auf die zusammengefalteten dürren Hände gerichtet, ohne Bewegung, ein düsteres graulichesBild der Trauer.

Ihr gegenüber saß ihre Tochter, gleichfalls im schwarzen Hauskleide, aber nur dadurch gehoben glänzte der volle weiße Hals und das

frische Mädchengesicht. Sie hatte eine Stickerei vor sich, die ihre Aufmerksamkeit indessen nur in geringem Maaße fesseln mochte; denn bald horchte sie auf die, vor den Fenstern laut werdenden Tritte, bald verdeckte die Hand den Mund, um ein emporsteigendes Gähnen zu verbergen. —

„Er wird auch heute Abend nicht kommen!" begann die Geheimeräthin leise, ohne aufzusehen und schien einen aufsteigenden Seufzer zu unterdrücken.

„Ich wußte es schon, wir hätten uns gar nicht so viel vergeben sollen und gegen ihn besonders nicht!" sagte Cäcilie und heftete das Auge auf ihre Stickerei. Ihre Worte klangen fast wie Vorwurf.

Die Geheimeräthin sah auf und fixirte einen Augenblick der Tochter Gesicht. „Wie so?" fragte sie endlich und ihre Stimme hatte ganz den bestimmten Ton der frühern Zeit.

„Hat er uns nicht gleich nach des Vaters Tode auffallend vernachlässigt?" erwiederte Cäcilie, „muß ihm nicht unsere Einladung um so mehr wie Aufdrängen vorkommen? Und das ärgert mich bei ihm, weil — weil er ein gemeiner Mensch ist!"

„Wer — gemein?" sprach die Geheimeräthin, sich in die Höhe richtend und ein Schein von Röthe ging über ihr Gesicht, als aber Cäcilie, wie auf einer Uebereilung betroffen, sich tiefer auf ihre Stickerei bog, sank sie langsam wieder zurück und fragte endlich in ihrem anfänglichen leisen Tone: „Du bist verletzt, Cäcie, die Liebe ist zu empfindlich, wer weiß, was ihn abgehalten; aber er wird schon kommen, vielleicht noch heute Abend —"

„Laß meine Liebe, Mutter," erwiederte Cäcilie, ihre Stickerei betrachtend," ich habe ihn wohl eigentlich nie geliebt; wäre unsere Verbindung zu Stande gekommen, ich hätte mich drein ergeben und ohne besondere Abneigung gegen ihn, hätte der Reichthum mit seinen Freuden, die Vieles ersetzen können, mir genug zur Zufriedenheit geboten. Nun fühle ich aber mehr als Abneigung, mehr als Widerwillen gegen ihn. —

Die Geheimeräthin hatte die Augen starr auf sie gerichtet, jetzt unterbrach sie die Sprechende mit einem: „Halt, Cäcie!“ daß diese betroffen aufschaute und einem Angstblicke begegnete, wie sie ihn in ihrer Mutter Augen noch nicht gekannt. Langsam schlug die Geheimeräthin die Augen nieder, holte tief Athem und begann sodann mit gedrückter Stimme: „Cäcie, ich will noch nicht fragen, was dich plötzlich gegen Kalkbach eingenommen. Ist es mehr und anders als Eifersüchtelei, oder ein leiser Unmuth, so höre mich erst, denn ich muß offener zu dir sprechen, als ich es wünschte, ich muß es, und dann prüfe dich und fasse deinen Entschluß! — Du weißt Cäcie, der Vater war auf seinen Gehalt angewiesen und so streng er auf gute Familie hielt, so sah er doch Kalkbachs Annäherung gern, da er in ihm eine Garantie für deine Zukunft erblickte. Der Vater ist gestorben und hat mir die Ordnung seiner Angelegenheiten überlassen, die trostloser sind, als ich sie je vermuthet. Ich habe mit Mühe den Stand der Dinge bis jetzt geheim gehalten und ängstliche Gläubiger getröstet; ich hoffte auf dich, Cäcie, und deine Verbindung mit Kalkbach. Mit der Hoffnung hierauf geht auch jedes fernere Glück für uns unter; ich muß der Ehre des Vaters fast Alles opfern, was ich mein nenne, und mit dem wenigen Uebrigen und der geringen Wittwenpension können wir nach irgend einem obscuren Stadttheile ziehen und uns neben der niedersten Menschenklasse ansiedeln; das wird unser Loos. Nun thue, was du glaubst verantworten zu können.“

Cäcilie hatte die Arbeit sinken lassen und sah, bleich wie die Wand geworden, der Mutter in das Gesicht. „Wenn ich nun auch wollte, Mutter,“ sprach sie endlich unsicher, „er kommt ja nicht wieder! Er hat mich ja nie geliebt, er ist ein gemeiner Mensch, er hat seine Ehre dem gemeinsten Mädchen hingegeben, unserer vorigen armseligen Nätherin, von der er nun nicht lassen kann —!“

„Cäcie, Cäcie, überlege was du sprichst!“ rief die Geheimeräthin, fast noch blasser als zuvor geworden, „woher willst du die scandalöse

Geschichte haben? Er kennt meine Wünsche und meine Hoffnungen, er ist zu ihrer Verwirklichung durch sein Auftreten hier im Hause verpflichtet, er würde durch Gemeinheiten solcher Art auch deine Ehre preisgeben!"

„Und doch ist es wahr, Mutter!" erwiederte Cäcilie mit aufglühendem Gesichte, als trete die Erinnerung der erlittenen Schmach vor ihre Seele. „Kalkbachs Bedienter hat bei unserer Jeannette des Mädchens Namen und die Wohnung ihrer Mutter auszuforschen gesucht und hat ihr später lachend das ganze abscheuliche Verhältniß erzählt."

Die Geheimeräthin saß in sich selbst zusammengesunken da und sah starr auf ihre zusammengefalteten Hände. Nur einzelnes Zucken in ihrem Gesichte verrieth einen innern Kampf.

„Leg dich zur Ruhe, Cäcie!" sagte sie nach einer langen Weile, „ich werde bald nachkommen." —

Durch die Straßen tobte der Sturm und rüttelte an den Fenstern, aber die alte Frau, die, nun einsam, den Blick stier vor sich hin gerichtet, wie eine düstere Erscheinung in dem weiten Zimmer saß, hörte ihn nicht. Ihr stand nur Eins vor Augen, dem sie nicht entfliehen konnte: „Rieke mußte es sein, die ihre Hoffnungen, ihr ganzes geträumtes Glück vernichtete."

Durch den Thiergarten fuhr, trotz Sturmes und Regens und des tiefen Kothes, Droschke auf Droschke. Es war Maskenball bei Kroll, der letzte in dieser Saison, und das ganze Etablissement mit seinen erleuchteten, bis zum Dache reichenden Fenstern strahlte in vollem Glanze in die unwirthliche Nacht hinein.

Unter dem verdeckten Vorbau der Eingangsthüre standen zwei Männer, dicht gegen die Mauer gedrückt, wie Schutz suchend vor dem unfreundlichen Wetter. Beide trugen die Kleidung gewöhnlicher Arbeitsleute. Der Eine stand gerade an der Wand und regte sich kaum, der Andere mehr in die Ecke gedrückt, schien weniger Ruhe zu haben,

sprach in kurzen Zwischenräumen seiner Schnapsflasche zu und gestikulirte dazwischen in lebhafter Rede.

„Ich sage dir, Vater Piefke, du rückst dem Menschen ganz gehörig uf'n Leib," fuhr er in der abgebrochenen Rede fort, „blechen muß er, und das ordentlich, oder du nimmst ihm das Mädchen wieder weg. Ich hab's ihr gesagt: Rieke, laß dir nicht mit deiner Mutter in, nu hat sie's doch gethan und die Olle hat's Geld alleine geschluckt!"

Zwei Droschken fuhren in diesem Augenblicke herein, Piefke bog sich vor und musterte mit finster zusammengezogenen Augenbraunen die aussteigenden Masken. Sein Gesicht sah so gelb und hager aus, daß man's kaum wieder kannte, sein ganzer Körper bebte leise, ob vor Kälte oder innerer Spannung blieb zweifelhaft. „Laß man," sagte sein Gefährte, ich kenne ihr schon, wenn sie kommt; die kleine schwarzlockige, neben euch, ist dabei und die finde ich an ihren rothen Redoutenschwenker*) und der Sammetmütze mit dem blitzblauen Hahnschweife d'rauf, wie ein Wetter 'raus. — 's zieht hier, trink mal, Vater Piefke!"

Der alte Mann griff hastig zu, that ein paar derbe Schluck und stellte sich wieder an die Wand. — „Hä!" lachte der Andere, die Pulle einsteckend, „und meine jeliebte Laura wird kieken, wenn ich ihr hier als Ehemann begrüße! Fünf Tage schwimelt sie nun schon mit ihren Sponseurs, ist nicht zu Hause gekommen und hat mir ohne Geld gelassen. Hops Lauretteken, stolpere man nicht! Heute Abend faß ich ihr barbarisch ab, daß sie Ernst merkt! Und wenn sie morgen nicht ordentlich herausrückt" — er machte die Bewegung des Geldzählens — und mir dicke den Mund stopft, so verklage ich ihr, von wegen der ehelichen Treue, lasse mir scheiden und das Uebrige weiß sie hernach alleine. Nur immer ehrlich, Jedem gegeben was ihm zukömmt! Prost,

*) Domino.

Vater Piefke!“ Er besah den Inhalt seines Glases gegen das Licht. „'s wird aber man bald Zeit, daß sie kommen!“

Wieder fuhr ein Wagen vor; ein Herr in schwarzem Domino mit Halbmaske sprang aus dem Kutschenschlage und hob eine maskirte Dame, ein feines Figürchen heraus, die leicht in das Entrée hinein sprang; ihr folgte eine zweite in rothseidenem Domino und schwarzem Federbarett.

„Das sind sie, Gott straf mir!“ rief Ritschel, Piefkens Gefährte, eben als die zweite Dame der ersten folgte; — wie ein plötzlicher Krampf fuhr es durch den Körper des alten Schneiders, einen hastigen Schritt that er den Masken nach. „Rieke, Schandkind!“ schrie er auf und brach in die Knie. „Warte man,“ rief Ritschel, „ich faß ihm schon!“ und damit wollte er die Treppen zum Entrée hinauf, aber der dort stehende Gensd'arm wies ihn rauh zurück. — Piefke hatte sich aufgerichtet und stand am ganzen Körper zitternd da, als Rischel zurückkehrte. „Die Rieke, — schaff mir die Rieke!“ stöhnte der alte Mann, „sie darf nicht — sie darf nicht — sie wird eine —“

„Jotte doch!“ unterbrach ihn Ritschel, „wenn's man so ginge! Bethu dir man nicht, Vater Piefke, und gieb dir zufrieden, 's kommt schon wieder einmal so, wo du den Sponseur kriegen kannst. Giebt dir denn deine Rieke nichts ab? So lange du krank gewesen bist und so lange sie mit ihrem vornehmen Schatz hält, hat sie sich's doch manchen Thaler für'n Doctor und für'n Apotheker und für'ne Frau, die dir abgewartet hat, und für Krankensüppchen kosten lassen, das weiß ich. Jotte doch, wie siehst du aber aus, Vater Piefke; gestern erst aus dem Bette und heute schon in das Hundewetter heraus, ich wollte lieber, ich hätte dir nicht erzählt, daß die ganze Gesellschaft heute bei Krolls ist; hier setz' dich her, sonst fällst du um, und hier trink aus.“

Der Alte ließ sich schwach auf den Prellstein an der Einfahrt nieder und führte mit zitterndem Arme die Schnapsflasche zum Munde. „Ritschel,“ sagte er dann sich erholend und sein Auge fing an, wie in

einer gewaltigen Spannung aufzuglänzen, „Ritschel, wenn du ein braver Kerl sein willst, so erzählst du mir, was passirt ist, seitdem ich krank geworden bin. Ich hab' mir gewundert, wo die Rieke immer den ganzen Tag und den Abend und manchmal auch ein Stück von der Nacht gewesen ist, und wo sie die Miethe und die Betten und das Essen für mich hergekriegt hat, sie erzählte mir aber, daß sie eine Stelle gefunden hätte, wo sie mit an einer großen Ausstattung nähen müßte, wo der Lohn gut wäre und wo sie Vorschuß gekriegt hätte."

„Hat sie das erzählt? Hä, hä, so'nne kleine Hexe!" lachte Ritschel auf. „Vater Piefke, du bist ein guter Mensche, aber dumm bist du doch und deine Rieke ist gescheuter. Einen Schatz hat sie sich angeschafft, einen, der bei jedem Sechser Schnaps einen Louisd'or wechseln lassen muß, ein Baron oder Graf ist er obenin und verliebt in deine Rieke wie'n Sperling. Deine Olle hat ihr dazu verholfen. Ich dachte du ärgertest dir nur, daß du von dem Gelde, was der hat springen lassen, nicht auch was abgekriegt hast — nu willst du wohl von der ganzen Geschichte nichts wissen? Beruhige dir, Vater Piefke, und sei froh, daß deine Rieke noch bei Zeiten gescheut geworden ist; sonst wärst du jetzt ein kühler Leichnam und deine Rieke tanzte auch nicht bei Kroll. Horch mal, wie das drein schwucht; Polka, meine Herren, immer Polka!"

Der Alte saß, gegen die kalte Mauer gelehnt, schwer athmend da, sein Auge haftete mit einem unheimlichen Ausdrucke auf dem Sprechenden und schien das einzige Belebte in dem hagern, starren Gesichte zu sein — da bog in raschem Trabe eine Droschke gegen die Einfahrt; Ritschel hatte eben noch Zeit, den Schneider mit einem Warnungsrufe vom Prellsteine aufzustoßen, daß der, wie von aller Kraft verlassen ins Freie hinaustaumelte und selbst zurückzuspringen, als auch die Droschke schon, mit ihren Rädern den Stein berührend, vorfuhr. Eine männliche und eine weibliche Maske stiegen aus und kaum hatte Ritschel einen Blick auf die letztere geworfen, als sich über sein Gesicht auch ein

so maliciös pfiffiges Lächeln verbreitete, wie es nur dem echten Berliner eigen ist. —

„Sagen Sie mal, sind Sie nicht die göttliche Laura oder die Madame Ritscheln?“ trat er heran und stellte sich breitbeinig in den Weg, „ist das recht, daß Sie fünf Tage 'rumschwimeln und Ihren armen, braven Mann hungern lassen?“

Der Begleiter der Dame stutzte einen Augenblick, diese aber hing sich an seinen Arm und wollte rasch vorüber; mit einem Schritte stand jedoch Ritschel wieder vor ihr.

„Was soll's?“ rief die männliche Maske, „wollen Sie Raum geben, oder soll ich nach der Polizei rufen?“

„Thun Sie das, wenn's Ihrer Dame recht ist!“ sagte der Andere mit dem vorigen Lächeln, „diejenigte Laura ist nämlich, wenn Sie's noch nicht wissen —“

Mit einem halb unterdrückten: „Schafskopf“ faßte die weibliche Maske in diesem Augenblicke Ritschels Arm und zog ihn zur Seite; eine leise, hastige Zwiesprache begann, endlich klang Geld, und ihren frühern Begleiter beim Arme nehmend, sprang die Dame zum Entrée hinauf. Ritschel besah beim Scheine der Laternen die erhaltenen Geldstücke, nickte mit dem Kopfe nnd steckte sie mit einem: „Gut denn!“ ein. Dann sah er sich nach dem alten Schneider um. Er ging hinaus ins Freie, wo eine Rabenfinsterniß herrschte, die nur an den Stellen, auf welche der Schein der Fenster fiel, unterbrochen wurde, er pfiff, aber es erfolgte keine Antwort.

„Piefke!“ schrie er nach einer Weile, aber der ließ sich weder sehen noch hören. Kopfschüttelnd ging er noch weiter hinaus, schritt das Terrain ab und strengte seine Augen an, um etwas zu erkennen, vorsichtig spähend ging er an den, vom Regen angefüllten Gräben neben der Straße hin; aber der Alte schien vollständig verschwunden zu sein. „Na, denn hat ihm die Geschichte zu lange gedauert und er ist schon weg!“ brummte Ritschel, zog den Rockkragen über die Ohren, steckte

die Hände in die Hosentaschen und schritt mit dem Kopf gegen den Wind steuernd, auf die Stadt los. — —

Durch die Säle des Kroll'schen Lokals wogten die Ballgäste. Die Zeit der Demaskirung war bereits vorüber und ein ungebundenes Leben, das oft bis zur Frivolität hinauf schäumte, trieb in raschen Pulsen die zahlreiche Menge durcheinander.

In die „bestellte" Loge trat Kalkbach, die von Lust und Tanz glühende Rieke am Arme. Das Mädchen war schön in der glänzenden Balltracht, das feine, edle Gesicht, das einen merkwürdig ähnlichen Schnitt mit dem Kalkbachs zeigte, strahlte gegen früher wie eine Perle, die aus dem Schmutze in eine würdige Fassung gebracht worden. Ihnen nach traten zwei Kellner, den Tisch deckend und dann mit Braten, Compots und Champagner bepflanzend. Die Thüre schloß sich und erschöpft warf sich Rieke auf den weichen Divan. Kalkbach setzte sich daneben, schlang den Arm um ihre Taille und schien sie mit seinen Blicken verzehren zu wollen. Einmal preßte er sie stürmisch an sich und richtete sich dann auf. „Iß' Mädchen, und leg' mir mit vor," sagte er, „ich will denken, du bist meine Frau!"

Rieke sah mit einem warmen Blicke in sein Gesicht und griff zu Messer und Gabel. Das stark besetzte Orchester begann eine Strauß'sche Quadrille, Kalkbach ließ die Champagnerpfropfen knallen und schenkte seiner Begleiterin Glas auf Glas ein, bis dieser das Blut wie flüssiges Feuer durch die Adern schoß, bis ihre Lippen und Backen brannten und ihre Augen in feuchter Gluth auf dem Barone ruhten. Da schlang dieser von Neuem seinen Arm um ihre Taille und zog sie, ohne Widerstand zu finden, auf seinen Schooß. „Liebst du mich denn wirklich, Rikette?" flüsterte er und drückte sie fester an seine Brust, Rieke aber schmiegte sich an ihn, in einem Gefühle, das sie eine Seligkeit ahnen ließ, die sie noch nicht kannte und flüsterte wieder: „Ach, ich bin dir ja so gut gewesen, gleich wie ich dich zum ersten Male gesehen, daß es mir weh gethan hat, ich weiß selber nicht warum; aber da kam ich mir

erst recht elend vor. Und wenn d u's nicht gewesen wärst, den ich bei der alten Klausen fand, ich hätte mir auch von keinem Andern aus meiner Noth helfen lassen. Du mußt nichts Schlechtes von mir denken, Bruno; die Klausen spielte mit meiner Mutter unter einer Decke, ich weiß es recht gut, und sie hatten mich durch eine falsche Bestellung hingelockt!"

„Mädchen!" rief Kalkbach mit mühsam gedämpfter Stimme und drückte seine Lippen auf die ihrigen, daß Rieke in seinen Armen vor glühender Lust bebte. „Laß den Ball, laß die Menschen, heute kommst du mit mir, Rikette. Nur einmal!" fuhr er leidenschaftlich fort, als Rieke sich in seinen Armen leise zu sträuben begann, ich lasse dich heute nicht!"

„Bruno, laß mich!" stöhnte das Mädchen an seinem Halse hängend, unter seinen Liebkosungen immer schwächer werdend; er aber umschlang sie fest und trug sie mehr, als er sie führte, zur Loge hinaus und die einsame Treppe hinab. Dort öffnete er ein Seitenkabinet und verschwand mit ihr darin.

Auf dem freien Platze vor dem Lokale lag dicht an der Mauer, von Sturm und Regen umtost, in die Pfützen gebettet, ein hülfloser alter Mann, den die eisigen Schauer des Todes durchrieselten. Es war Riekens Vater. — Des andern Morgens fand man seinen starren Leichnam, der, da er unbekannt war, nach dem „Thürmchen"*) gebracht wurde.

Es war der erste warme Frühlingstag nach dem in diesem Jahre endlos langen Winter, nach den darauf folgenden Tagen des Sturmes

*) Die Anatomie.

und Regens, des Morastes und Katarrhs, ein Tag, an dem alles Leben neue Kraft zu gewinnen schien, an dem es den, der in den kalten Steinmassen der großen Stadt nicht selbst schon zum kalten Steine geworden, wie Auferstehungsahnung durchzitterte. — Aus allen Thoren Berlins strömten geputzte Menschen, das sonnige Wetter zu genießen, aber auch aus den dumpfigen Kellern, aus den Familienhäusern, wo die Armen, zusammengeschichtet wie das Vieh, hausen, waren sie herausgetreten, bleiche verkommene Gestalten, und reckten die Glieder in dem ungewohnten Gefühle der Wärme und drückten die Augen halb zu, geblendet von dem hellen Lichte. Auf allen diesen Gestalten aber lag es wie eine neue Hoffnung, denn der Winter war ja vorüber, der Winter, der gräßlichste Feind des Armen, der ihm Brod und Kartoffeln vertheuert, daß er die Bissen immer kleiner und kleiner schneiden muß, bis sie so klein werden, daß sie zum Leben zu wenig und zum Verhungern zu viel sind — der Winter, der die Mauern seiner Wohnung durchbricht und ihm die Glieder steif friert, Tag und Nacht, der wenn er gelinder kommt, ihm das Wasser an den Wänden herunterlaufen läßt, daß das Stroh seines Lagers verfault und die Krankheit einbricht in seine Familie — der Winter war vorüber mit seinem Hunger, seiner Kälte und seinem Elende, gegen das der Arme nichts hat, als — seine Schnapsflasche. — Nehmt sie ihm nur, das Letzte, was er noch hat, und predigt dann von euerer Volksliebe und Volksbeglückung!

Auf dem Vorsprunge vor der Kanzler'schen Conditorei unter den Linden saß der Assessor von Seifried, schlürfte seinen Kaffe und beobachtete die auf- und abspazierenden Menschen. Zwei Damen gingen so eben auf der Promenade vorüber; Seifried erhob sich ein wenig, sah schärfer hin und sprang dann die Estrade hinab, daß er den Baron von Kalkbach, der ihm entgegen kam, fast über den Haufen riß. „Hollah, hat dich die Frühlingssonne gestochen?“ rief der, den Andern beim Arme festhaltend.

„Pardon, Freundchen! laß mich, ich bin gleich wieder bei dir; dort drüben geht die Oldersleben, der muß ich in aller Eile mein Compliment machen!“ und damit war er davon.

Kalkbach trat auf die Estrade, hielt die Lorgnette vor die Augen, und blickte dem Assessor nach. Erst als er diesen wieder zurückkommen sah, setzte er sich zur Seite von dessen Platz nieder.

„Nun, du scheinst ja mit den Damen schon auf ganz intimen Fuße zu stehen!“ begann er, als Seifried sich niedergelassen hatte, „was? von solchen Fortschritten hast du mir ja noch kein Wort mitgetheilt!“

Seifried zog ein pfiffiges Gesicht. „Meinst du wirklich?“ erwiederte er, „nu, ich habe mir vorgenommen, über Angelegenheiten der Art nicht mehr mit dir zu reden. Wir stimmen oft nicht in unseren Ansichten und da verstimmen wir uns!“

„Schön gesagt und fein revangirt!“ lächelte Kalkbach, „ich hatte nicht geglaubt, daß du mir ein Wort so lange nachtragen könntest. Ich glaube indessen, wir haben bis auf einen einzigen Punkt immer zusammen gestimmt; und selbst auf die Gefahr hin, daß du auch ferner den Geheimnißvollen gegen mich spielst, sage ich dir, daß ich noch heute derselben Meinung bin, wie vor sechs Wochen, daß du aber in Einem Recht haben magst, daß ich nämlich ganz rechtswidrig verliebt bin.“

„In dein kleines Nähmädchen?“

„In mein kleines Nähmädchen!“

„Und die Comtesse Zelinski?“

„Pah, ich könnte dir merkwürdige Dinge erzählen; aber nach deiner vorigen Bemerkung will ich auch lieber schweigen.“

„Kalkbach, nimm mir's nicht übel, aber du bist manchmal unausstehlich.“

„Offenheit gegen Offenheit; erzähle mir, wie weit du mit der Oldersleben bist, denn daß mich das interessiren muß, liegt auf der Hand; dann will ich auch deine Fragen ausführlich beantworten.“

„Gut!“ erwiederte Seifried und setzte seine Cigarre in Brand, während Kalkbach den herbeigebrachten Kaffee süßte. „Wie ich also mit der Cäcilie stehe? Eigentlich noch gar nicht. Aber es soll bald anders werden; jetzt bin ich erst in's Klare gekommen, welcher Art eine Annäherung meinerseits stattfinden muß, und wo sie hinführen soll. Merke auf, du kannst noch etwas dabei lernen!“

„Erstlich mußt du wissen, wohnt die Geheimeräthin jetzt in der Markgrafenstraße in einem Quartierchen, wie es nur eben zwei Damen bewohnen können; eine Treppe hoch, recht niedlich eingerichtet, und wenn es auch keinen Vergleich mit früher aushält, so sieht die Sache, oberflächlich betrachtet, doch ganz charmant aus. Einer freilich, der tiefer hineinsehen kann, wie ich, findet Manches, wovon man sich äußerlich nichts ahnen läßt!“

Um Kalkbachs Mund spielte ein ironisches Lächeln. „Thue nur deiner Laune keinen Zwang an,“ sagte Seifried mit einem Anfluge von Aergerlichkeit und klopfte die Asche von seiner Cigarre, „möchtest doch gern meinen Scharfblick wieder einmal vor die Klinge nehmen; warte aber noch ein klein wenig, dann kannst du's in Summa abmachen. Meine Quellen kann ich dir sogleich nennen; die Eine ist die kleine Jeannette, ein Wettermädchen, die ihre Herrschaften so gut kennt, wie sich selber; sie ist jetzt bei der Frau von Plützow, denn die Kammerjungfer war das erste überflüssige Möbel, das von der Geheimeräthin abgeschafft wurde; meine zweite aber ist die Jungfer Klausen, jetzige Aufwärterin bei der Geheimeräthin.“

„Klausen? Klausen?“ sagte Kalkbach, aufmerksam werdend, ich weiß nicht, wo ich mit dem Namen schon in Berührung gekommen bin.“

„Ich weiß es!“ lächelte Seifried, „also doch wenigstens einmal im Leben mehr als du; wirst aber schon bald merken, wo du ihn hinthun sollst. — Die Geheimeräthin,“ fuhr er fort, „wohnt also jetzt in der Markgrafenstraße. Die Equipage, die theuern Möbels, das

prächtige Hausgeräthe sind schon am ersten April verkauft und damit die bedeutenden Verbindlichkeiten des Geheimeraths getilgt worden. Nur mit Mühe ist von dem Mandatar der Geheimeräthin ein Vergleich mit den Gläubigern zu Stande gebracht worden. Uebrig geblieben ist nur, was zur höchsten Nothdurft gehört, denn die Geheimeräthin hat ihrem Manne nichts zugebracht, und Verwandte, die ihr hätten beispringen können, besitzt sie hier auch Niemand. Auf einen Einzigen, der ihr hätte helfen können, hat sie noch bis zur letzten Zeit gerechnet, und das war ein gewisser Baron von Kalkbach, der ihrer Tochter die Ehe versprochen haben soll.

„Was?!" rief Kalkbach und fuhr von seinem Stuhle in die Höhe, daß er beinahe seine Tasse umgeworfen hätte.

„Bst! schrei nicht so, es sind noch mehr Leute hier," beschwichtigte Seifried lachend, „befiehlst du vielleicht ein Brausepulver auf den Schrecken?"

„Ach, was!" wandte sich der Baron ab, „du bist —!"

„Ein Narr einmal wieder! Nu, ich bin an dergleichen Schmeicheleien gewöhnt. Beruhige dich nur, die Sache mag nicht so arg sein, aber Jeannette hat mir's so erzählt!"

„Ja, ja!" lachte Kalkbach ärgerlich, „jetzt wäre die Kuppelei gerade am Platze gewesen; ich glaub's gern, daß es der Frau recht wohl gethan hätte, wenn ich Dummkopf genug gewesen wäre.

„Um nun auf die Markgrafenstraße wieder zurückzukommen," fuhr Seifried einlenkend fort, „so sind sie also dort hingezogen, und haben's Niemand recht merken lassen wollen, wie's eigentlich steht; aber in Jeannettens verschwiegene Brust hat's Cäcilie doch niedergelegt, was das nun für ein fürchterliches Leben würde, wie die Geheimeräthin nichts als die seidenen Kleider bei Seite gebracht, daß aber auch das verkauft werden solle, um die neue armselige Einrichtung zu bestreiten, und wie es nun mit der eleganten Tracht, mit dem Concert, Theater und den Bällen, auf denen sie geglänzt, überhaupt mit allen Lebens-

freuden ein Ende habe und wie sie noch nicht wisse, ob sie das aushalten werde. Die Geheimeräthin aber hat sich nichts merken lassen, als daß sie einige Male über die Gemeinheit, mit der sie jetzt in Berührung kommen müsse, außer sich gerathen ist. Während dieser Vorgänge konnte ich für mich natürlich nichts thun, und als Jeannette einmal gemeldet hatte, ich sei dagewesen, um mich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, wurde Ordre ertheilt, mich niemals vorzulassen, wahrscheinlich weil ich dein Pylades bin, denn auf dich haben sie nun einmal eine ganz specielle Malice. In der Markgrafenstraße war Jeannette abgeschafft und ich wäre eigentlich am Ende meiner glorreichen Bestrebung gewesen, wenn ich nicht," fuhr er mit eigenthümlichem Lächeln fort, „ganz zufällig die Bekanntschaft einer äußerst vorzüglichen Dame, der Madame Piefke gemacht, oder vielmehr erneuert hätte."

Kalkbach sah in seine Tasse. „Nun?"

„Eine Dame, die dich auch kannte!"

„Mich? Hast du vielleicht Thorheiten begangen und ihr meinen Namen genannt?"

„Ueber diese Fehler sind wir hinaus, das weißt du doch wohl!" lächelte Seifried selbstbewußt. „Sie erzählte mir nur von einem reichen, wunderschönen Grafen, der jetzt ihre Tochter Rieke unterhielt, und so weiter, aus der ich ohne viele Mühe dich und dein kleines Nähmädchen herauserkannte, besonders als ich hörte, daß die Geschichte bei Olderslebens begonnen hatte. Nun also, diese vorzügliche Dame, deren Vermittelung ich, unter uns gestanden, schon einmal beansprucht habe, trifft mich, als ich Abends in der Markgrafenstraße stehe und nach Cäciliens Fenster hinauf sehe; — was kann ich dafür, daß ich einmal verliebt bin! — da bleibt sie neben mir stehen und sagt halblaut: „Da oben bin ich bekannt." Das wollte mir nun ganz kurios bedünken, und es überlief mich im ersten Augenblicke, wenn ich mir die feine, frische Cäcilie und die alte Vettel zusammendachte, eine Art von

Schauer, die Ahnung einer Universal=Verderbniß des ganzen Frauen=geschlechtes, die Ahnung eines Betrugs aller ehrbaren, soliden Männer — wie sie mich in meinem Leben noch nicht gepackt hatte; in der nächsten Minute zeigte es sich freilich, daß die Frau eine ganz andere Person im Hause gemeint habe, aber ich konnte den Eindruck nicht recht wieder los werden und das mochte wohl auch die Ursache sein, daß ich ihr sagte, nach wem im Hause ich eigentlich schaue."

„Mag dies das Weib nun falsch gedeutet haben; genug als ich den Abend d'rauf um dieselbe Zeit wieder vorüber gehe, scheint sie schon auf mich gewartet zu haben, und sagt mir, wenn ich irgend etwas in der Familie vorhabe, wolle sie mir die beste Gelegenheit dazu geben, sie habe schon das Nöthige erkundet. Was ich dazu sagen sollte, wußte ich eigentlich selbst nicht, aber daß mich die Neugierde, was daraus entstehen werde, packte, wirst du erklärlich finden. Ich sagte ihr zu, steckte ihr etwas in die krumme Hand und den zweiten Abend darauf, wo ich wieder bestellt war, präsentirt sich mir die Jungfer Klausen, die neue Aufwärterin der Geheimeräthin, die durch die Verbindungen der Piefken in dem Hause richtig dort angebracht ist. Die Familie dieser Jungfer Klausen hat dir deine Rieke überliefert, wie sie mir als Beweis ihrer Brauchbarkeit erzählte, und du wirst nun wohl wissen, wo du den Namen hinzuthun hast."

Kalkbach stampfte mit dem Fuße auf die Erde und schüttelte den Kopf. „Nu, und wohin soll die etwa entstehende Annäherung führen?" sagte er nach einer Weile und sah den Assessor forschend an. Seifried wandte das Gesicht und blies den Rauch seiner Cigarre auf die Straße hinaus. „Ich verstehe dich schon, was du sagen willst!" erwiederte er. „Du hast bisweilen höchst solide Regungen, das heißt nur bei Damen der höhern Klassen; ich sage dir aber, Mädchen ist Mädchen, und der Mann könnte sich, wenn überhaupt von Gewissenmachen die Rede wäre, bei dem niedrig gebornen am allerersten bedenken; dem vernichtet er oft Alles, was es hat. Wollten wir aber so zartes

Gewissen haben, so haben es Andere nicht und die Sache kommt auf Eins heraus."

Kalkbach sah vor sich nieder. „Du bist aber noch nicht am Ende, sagte er nach einer Weile, „erzähle weiter."

„Durch diese Jungfer Klausen also," fuhr Seifried fort, „erfuhr ich nun, wie eigentlich die Verhältnisse der ganzen Familie sind. Diese Art Leute haben ein scharfes Auge für finanzielle und andere Gebrechen; die Geheimeräthin hat sich von Anfang an bemüht, ihre wenigen Geldmittel zu verbergen, einen künstlichen Nimbus der alten Aristokratie um sich zu verbreiten und sich so von den ordinärern Hausbewohnern ganz abzuschließen. Das hat nun freilich zu merkwürdigen Scenen Veranlassung gegeben. Um Treppen- und Flurscheuern und dergleichen Sachen hat sie sich ihr Lebtag nicht gekümmert; daran hat sie jetzt selbst denken und selbst Anordnungen dazu treffen sollen, und als ihrerseits einige Verstöße der Art vorgekommen sind und das Brummen der Flurnachbarn nichts fruchtet, bricht eins von den Weibern durch alle gezogenen Schranken und traktirt sie mit verschiedenen Berliner Redensarten, daß die Geheimeräthin vor Alteration über diese Gemeinheit krank wird. Jetzt weiß sich nun aber die verwöhnte Cäcilie, die schon lange in Verzweiflung ist, daß nicht nur alle Vergnügungen abgeschnitten sind, daß sie auch die unvermeidlichen Arbeiten in ihrer kleinen Wirthschaft besorgen soll und nur nothdürftig von einem kleinen Mädchen, die zur Einholung der Lebensbedürfnisse täglich einigemal kommt, unterstützt wird, weder zu rathen noch zu helfen. Diese Zeit war es gerade, wo die Piefken ihre Manipulationen begann. Zwei Treppen hoch in demselben Hause wohnt die Frau eines Subalternbeamten, ein früheres heruntergekommenes adeliges Fräulein, aber eine leichte Fliege, wie die Piefken mehrere an der Hand hat. Die springt jetzt der Familie bei, leitet aus ihrer Geburt die Berechtigung dazu her und wird bestens aufgenommen. Durch sie findet nun die Jungfer Klausen ihre Anstellung. Vor einer solchen Aufwärterin hat freilich die Geheime-

räthin ihre finanzielle Lage nicht genug zu verbergen gewußt, so sehr sie es vielleicht auch glaubt. Die ganze Einrichtung, erzählt mir jene, ist noch nicht vollständig bezahlt und wird in einzelnen Raten berichtigt. Dazu mag aber das geringe Wittwengehalt nicht gereicht haben und Cäcilie hat sich bequemen müssen, durch Perl- und andere Stickerei für ein Tapisseriegeschäft nebenher etwas zu verdienen. Mit welchem Gesichte das geschieht, magst du dir selbst ausmalen und ihr Groll darüber hat nun auch das gute Vernehmen zwischen Mutter und Tochter untergraben."

Kalkbach hatte sich schon einigemal unmuthig durch den Bart gestrichen. „Nun aber dein Verhältniß!" sagte er jetzt. „Zu welchem Zwecke ich die ganzen Zustände der Familie hören soll, weiß ich nicht, die getreue Schilderung ist mir, offen gestanden, nicht einmal sehr angenehm."

„Alles ordnungsmäßig! jeder Bericht muß seine sichere Basis haben," lächelte Seifried und zog eine neue Cigarre hervor; „ich weiß auch gar nicht, was dir unangenehm an meiner Erzählung sein soll, du bist doch an der trübseligen Lage nicht schuld?"

Kalkbach warf einen raschen Blick auf den Assessor, der war aber eben mit dem Anzünden seiner Cigarre eifrig beschäftigt und hatte die kleine boshafte Befriedigung, die über seinem ganzen Gesichte ausgebreitet lag, in dicke Dampfwolken gehüllt.

„Ich habe dir die ganze Erzählung nicht vorenthalten dürfen," fuhr Seifried fort, „sonst hättest du das Nachfolgende nicht gehörig begriffen. Jetzt werde ich so schnell als möglich zur Pointe kommen.

„Seit Cäcilie mit der Madame Berens, eben das vormalige adelige Fräulein, bekannt geworden, war sie einige Male unter deren Begleitung wieder auf die Straße gekommen. Die Geheimeräthin vermochte das, ihrer Equipage gewohnt, nicht über sich — und auf dergleichen kurzen Spaziergängen begegnete ich erst einige Male meinem Augentroste, später fügte ich meiner Begrüßung einige Worte bei, sprach

von meinem grenzenlosen Unglück, sie auf allen Feten vermißt zu haben, ließ dann einige Sehnsuchts-Seufzer nach einem stillern Glücke hören, wie es das Leben als Garçon nie bieten könnte, und wenn ich auch auf meine schlechte Figur nichts gebe, so konnte ich doch den Eindruck, den ich durch mein Eintreten in ihren engen Kreis hervorbrachte, nicht verkennen. Meinem vorsichtigen, berechneten Benehmen mag ich es dazu wohl zu danken haben, daß ihre anfängliche Gedrücktheit und Verlegenheit schwand und sie endlich ihren Verhältnissen ein Mäntelchen umhing, der ihr erlaubte, mit mir von frühern Zeiten zu schwärmen und manchen Sehnsuchts-Stoßseufzer nach den verschlossenen Herrlichkeiten loszulassen. Gott, wie war das Mädchen reizend, famos! sage ich dir, Kalkbach, — ich brauchte nicht einen Funken künstliches Feuer, als ich ihr meine rasende, ewige Liebe erklärte —"

„Was? was? erzähle ordentlich!" unterbrach ihn Kalkbach, „wo war das, wie war das? In dem vergangenen Schmutzwetter auf der freien Straße? Und ich denke, du stehst noch gar nicht mit ihr!"

„Ja doch! ich komme ja schon dahin!" erwiederte Seifried, sich über das Gesicht fahrend. Brauchtest dieserhalb meiner schönen Exclamation nicht den Schwanz abzuschneiden!"

„Ich hab' einmal eine Sentenz von dir gehört," fuhr er sich mit dem Stuhle zurücklehnend fort, „die hab' ich auch wirklich im Leben bewährt gefunden, und daher schreibt sich meine hohe Bewunderung für dich. „Wie du dich zu einem Mädchen im Anfange eines Verhältnisses stellst, so bleibst du mit ihr stehen und keine Bemühung wird dich auf eine andere Bahn bringen. Hast du den sentimentalen oder geistreichisirenden Ton eingeschlagen, so wird sie sich nie in tieferstehendes materielles Verhältniß mit dir einlassen; strebst du nach diesem, so müssen schon deine ersten Präliminarien keck darauf hinzielen, oder du mußt, ist sie dir gleichgestellt, die Aussicht auf die lebenslängliche Vereinigung, vulgo Ehe, eröffnen." Dieser Weisheitslehre gedachte ich, suchte nach Kräften die erstgenannten Klippen zu vermeiden und mein Verhältniß

gleich klar zu machen. Da die Straße aber kein passender Ort, besonders in der ebenvergangenen Jahreszeit, zu Liebeserklärungen ist, so nahm ich zur schriftlichen Erörterung meine Zuflucht, schilderte ihr erst meine lange schon im Stillen gehegte Liebe, die ich deiner Bewerbung halber hatte zurückhalten müssen und sagte ihr dann so zart als möglich, daß ich ihre ganze jetzige Lage kenne, daß mir aber gerade meine Liebe das Recht gäbe, ihr meine ganze Hülfe anzubieten. Ob etwas von entfernter Aussicht auf eine möglichen Falls eintretende Zukunft darin verwebt war, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß Madame Berens mir die mündliche Empfangsbescheinigung meiner Zeilen und dabei die nicht in Auftrag habende Versicherung brachte, daß der Brief von ausgezeichneter Wirkung gewesen sei. Ich verehrte dieser Dame dafür eine Porzellan-Broche, mit echter Fassung, nach der sie, wie ich wußte, schon lange ein Lüstchen hatte und sandte acht Tage darauf meiner Angebeteten einen vollständigen Schmuck, frappant dem ähnlich, den sie in bessern Zeiten getragen; und daß diese Zartsinnigkeit ebenfalls seine Wirkung gethan, habe ich vor einer Stunde mit eigenen Augen gesehen. Die Mama will freilich von mir nichts wissen, wahrscheinlich weil ich bis daher noch ohne Gehalt bin und sie von meinen reellen Absichten nicht viel halten mag, das soll mir indessen nach Lage der Dinge nicht viel Kummer machen! — Hast du nun noch irgend einen Skrupel, so thue ihn von dir!"

Kalkbach drehte seinen Bart und sah nach den auf- und abspazierenden Menschen. „Und was gedenkst du nun weiter zu thun?" fragte er endlich.

„Du fragst naiv," lachte Seifried; „von gedenken ist gar keine Rede, ich nehme mit, was Gott gibt! Bleibt die Sache in ihrem Laufe, so ist es sehr natürlich, daß der schöne Schmuck auch einmal den schönen Hals berühren muß, und da das zu Hause nicht angänglich, so wird Madame Berens vorschlagen einmal das Theater zu besuchen; dort treffe ich ganz zufällig die Damen, und bei einer etwaigen Wiederholung

ist das Stück zufällig entsetzlich langweilig, so daß man genöthigt ist, den schönen Abend durch einen Spaziergang auszufüllen, auf dem sich Madame Berens verliert und erst kurz vor der Markgrafenstraße sich wieder einfindet. Später wird sich die ebengenannte Dame erbieten, die Stickereien an Orten unterzubringen, wo höhere Preise gezahlt werden, verräth aber sehr bald, daß ich die sämmtlichen Arbeiten genommen habe und heilig aufbewahre, um in zarter Art der Geliebten noch kräftiger unter die Arme zu greifen. Das kommt natürlich zwischen uns zur Sprache, ich sage ihr, daß ich mich wie ihren Bräutigam betrachte und sie sich mir rücksichtslos anvertrauen und meine Hülfe annehmen dürfe. Das Frühjahr ist da, eine kleine Landpartbie zu dreien ist gar nicht übel, besonders wo es idyllische, vollständig unbelauschte Plätzchen giebt; vorher ein paar Gläser süßen Wein, dann süßes Gekose in tiefer Waldeinsamkeit, gelagert auf weichem Moose — nu, von der Berechnung vorher ist, wie gesagt, keine Rede, wie es kommt, so kommt es!"

„Nun, und wenn es so kommt, was dann!"

„Lieber Freund, als du noch nicht die Sprödigkeit deines kleinen Nähmädchens überwunden, fragtest du da auch, was dann? — Meine Ansichten über den Unterschied habe ich dir bereits mitgetheilt; wären sie anders und wüßte ich nicht, daß wir Männer gleiches Strebens sind, ich hätte dir nicht Alles so haarklein gebeichtet."

„Wahrlich," sagte Kalkbach nach einer Weile, bei dir kann Einer noch etwas Leichtsinn profitiren."

„Danke für das Compliment," lachte Seifried. „Wie steht's nun aber mit deiner kleinen Comtesse?"

„Im Juli ist meine Hochzeit!" erwiederte Kalkbach langsam und bog den Kopf zur Erde.

„Also wirklich? habe schon davon munkeln hören. Was fängt nun aber deine unglückliche Rieke an? Aber Offenheit gegen Offenheit!"

*

Kalkbach legte sich auf seinem Stuhle zurück und drückte die Hand vor die Augen. „Was mich eigentlich an das Mädchen fesselt, weiß ich selbst nicht!“ sagte er nach einer Weile, „mich hält mehr als die bloße Sinnlichkeit. Ist sie vernünftig genug, warum soll ich sie lassen?“

Seifried warf sein Cigarrenendchen auf die Straße und stand von seinem Stuhle auf. „Laß uns noch einmal die Promenade auf- und abgehen!“ sagte er und verzog den Mund, als wolle er den innern Muthwillen bändigen.

Kalkbach erhob sich, ihm forschend in das Gesicht sehend. „Nun?“

„Na, ich meine nur, du kannst von meinem Leichtsinn nichts mehr profitiren!“ —

Arm in Arm gingen sie, mit scharfen Augen die begegnenden Mädchen und Frauen musternd, die Linden-Allee hinauf.

Ein heißer Sommer war dem kurzen Frühjahre gefolgt. Ein schwüler, staubiger, versengender Tag lag über Berlin. Die Rinnsteine zogen sich durch die Straßen wie giftgeschwollene, sich wollüstig sonnende Schlangenbäuche und streuten ihre mephistischen Düfte in die glühende Luft; die Straßen waren menschenleerer als gewöhnlich, und erst als gegen Abend dicke Gewitterwolken heraufrückten und die Hitze etwas nachließ, stellte sich der lebendige Verkehr wieder ein. —

In einer der verstecktesten Sommerwohnungen im Thiergarten saß in einem Zimmer des obern Stocks Kalkbach auf dem Sopha und war eben beschäftigt, eine der vor ihm stehenden Champagnerflaschen zu

entkorken. In der andern Ecke des Sopha's lehnte Rieke im eleganten Hauskleide, den Kopf auf den Arm gestützt.

„Lustig, Riekette!“ rief Kalkbach und ließ den Kork an die Decke springen, „trinke, daß du wieder vernünftig wirst!“ und damit hielt er ihr das vollgeschenkte Glas hin; Rieke aber nippte kaum und stellte das Glas wieder auf den Tisch.

„Nun Kind, ich bitte dich, was willst du denn eigentlich?“ sagte der Baron und zog sie an sich; „ich habe dich lieb wie ich kein Mädchen in meinem Leben lieb gehabt, ich halte dich wie meinen Augapfel, ich suche alle deine kleinen Launen zu befriedigen — ja, noch mehr — ich habe dir ein Vertrauen geschenkt, wie noch Keiner, du kennst meinen Namen, meinen Stand und meine Verhältnisse — jetzt bist du nun verdrießlich und mürrisch, weil ich heirathen will. Was entgeht dir denn dadurch? soll ich denn mein Vertrauen bereuen?“

Das Mädchen zuckte in seinem Arme zusammen, ein einziger Schluchz brach wie aus einer enggepreßten Brust, zugleich fuhr sie aber auch mit beiden Händen nach ihrem Taschentuche und drückte das Gesicht im heftig hervorbrechenden Weinen in die Kissen des Sopha's. Kalkbach sprang unmuthig auf, trat an's Fenster und schaute in den Thiergarten hinaus, wo schon der Sturm die Bäume bog, den Staub hoch empor wirbelte und das heraufziehende Wetter verkündete. Erst nach einer Weile trat er wieder an das Mädchen heran nnd sagte: „Riekette, sag' mir, was du eigentlich willst, oder ich gehe!“

Da richtete sich das Mädchen in die Höhe, schlang krampfhaft ihre beiden Arme um seinen Hals und schluchzte: „Wenn du eine Andere nimmst, so ist es aus mit uns Beiden!“

„Mädchen, was ficht dich an?“ rief der Baron, sich auf das Sopha setzend und sie zu sich auf den Schooß ziehend. „dich kann ich doch nicht heirathen, das siehst du doch ein! Und bist du eifersüchtig — so denke doch, daß dir und allein dir meine ganze Liebe bleibt, daß meine Verheirathung nur wie ein Geschäft ist, das mir Vortheil

bringt! Und was soll ich denn von deiner großen Liebe denken, wenn du dieserhalb gleich einem Andern gehören willst?"

Rieke hob den Kopf empor, eine hohe Röthe goß sich über ihr Gesicht, in ihrem Auge wollte der Zorn aufflammen, aber als ihr Blick Kalkbachs Auge traf, wurde der Ausdruck wieder weich und schmerzlich. „Einem Andern?" sagte sie, „das hätt'st du mir nicht sagen sollen. Wenn du die Andere nimmst, so ist es aus mit uns, denn ich will nicht dein — dein —" in ihrem Gesichte wollte der Schmerz von Neuem losbrechen, aber sie bezwang ihn. „Ich hab mir von dir helfen lassen," fuhr sie nach kurzer Weile fort, „ich habe gethan, was du gewollt hast, weil ich dir so gut gewesen bin, wie keinem Andern wieder, weil ich thun mußte, was du wolltest, du warst mir so viel, wie der liebe Gott und die ganze Welt, und's war mir, als könnt' es nicht schlecht sein, was ich gethan habe. Heirathest du aber eine Andere, dann bin ich nichts, als dein — dein schlechtes Mensch! — Und," fuhr sie fort, mit ihren Thränen kämpfend, „nachher kann ich mit meiner Schande laufen, wohin ich will, alle Leute müssen's sehen, was ich geworden bin, und wenn ich nicht noch schlechter werden will, wird mir kein ordentlicher Mensch aufnehmen, keine Herrschaft, Keins, weil sie auch — mein Kind mitnehmen müßten!"

In diesem Augenblicke drang ein Gepolter vom Vorsaale herein, eine Thüre klappte auf und wurde wieder zugeworfen. Kalkbach ließ das Mädchen fahren und sprang auf. „Ist der Flur nicht verschlossen?" fragte er hastig. Statt der Antwort aber ward die Stubenthür aufgerissen und ein seltsam herausgeputztes Weib stellte sich mitten in die Oeffnung. Erst sah sie sich mit einem widerlich grinsenden Gesichte in der ganzen Stube um, dann wollte sie einen Schritt herein thun, mußte sich aber taumelnd an der Thürpfoste festhalten. „Hä, hä!" lachte sie heiser, „seid ihr recht vergnügt, Kinderkens? muß doch mal zusehen, was mein Riek'ken in ihrem neuen Ehestande macht?" Damit

nahm sie einen neuen Ansatz, kam glücklich bis an's Sopha und plumpte da in die Kissen.

Auf Kalkbachs Gesichte malte sich das Ringen nach Mäßigung. Er hatte Riekens Mutter trotz der großen, mit Blumen verzierten Haube, dem neuen gelben Umschlagetuche und dem buntschattirten Kleide sogleich erkannt.

„Wer erlaubt ihnen hier ohne Weiteres einzudringen? Was wollen Sie hier?" frage er finster. „Sie wissen doch, daß ich mit Ihnen nicht das Geringste mehr zu schaffen habe und daß ich Ihre Besuche hier ein für allemal verbeten."

Die Pieffen sah den Baron mit einem unbeschreiblich pfiffig-dummen Ausdrucke an. „Meenst du, schöner Jüngling?" sagte sie und ließ dann die Augen, aus denen deutlich genug die Trunkenheit strahlte, in dem Zimmer umher laufen. „Schöne ist't hier!" fuhr sie fort und begann sich wohlgefällig auf dem Sopha zu wiegen, „ich hab' heute zwei von meinen Mädchen spazieren geführt und hab' sie alle beide angebracht; schöne Herren, feine Herren, des muß wahr sind; und inschenken haben sie lassen, Jotte doch, ich weeß alleene nicht wie viele! Na nu, warum soll ich mein Riek'ken nicht ooch 'mal besuchen?"

Ein Windstoß fuhr in diesem Augenblicke durch die Bäume und prasselnd stürzte der Regen hernieder. Kalkbach schloß die Fenster, warf einen Blick auf das Mädchen, das, ihrer Mutter den Rücken zukehrend, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, da saß, und wandte sich dann gegen das Weib. „Wollen Sie gutwillig Ihrer Wege gehen?" fragte er in einem Tone, der den Nachsatz errathen ließ.

„Jotte doch, Männeken, bethu' dir nicht, et regnet ja!" sagte die Alte in trunkener Sicherheit. „Laßt euch nicht stören, Kinderkens, ich kenne des, ich bin ooch 'mal jung gewesen! — ooch 'mal jung —" lallte sie nach und richtete das Auge auf die Weinflaschen, „und des — des ist Champagner; Jotte doch, des war noch eene schöne Zeit!" Damit griff sie nach Flasche und Glas, schenkte ein, daß der Wein ihr

über Tuch und Kleid lief, und goß dann den Inhalt des Glases hinunter.

Kalkbach sah dem Beginnen mit finsterem Ingrimme zu, er mochte keinen Spektakel herbeiführen und trat, ihr den Rücken zukehrend, an's Fenster.

„Ooch mal jung!“ — wiederholte das Weib, die Flasche gegen das Fenster haltend und auf's Neue einschenkend, „und das war 'ne schöne Zeit; ja dunnemals haben sie mir nicht 'rausschmeißen wollen, dunnemals haben sie sich zerrissen um mir, zwei Barone und een Graf uf'n mal!“ Und in Jugenderinnerungen versinkend, fuhr sie fort, zu erzählen und zu trinken, mit zunehmender Geläufigkeit, unbekümmert ob ihr Jemand zuhöre; der Champagner schien ihre Zungenfertigkeit eher zu erhöhen, als zu lähmen. — „Hätt' ich meinen Ollen,“ plapperte sie endlich, „den Dämelack, Jott hab'n selig, draußen bei Krolls hat er seinen Lohn vor seine Dummheit gefunden, nicht genommen, des hätte noch ein Endeken so charmant fortgehen können; aber ich dachte, besser heute als morgen eine Versorgung. Aberscht 's that nichts! Keen Vierteljahr war'n wir verheirath't, da kam een Baröneken an, na nu, wenn er ooch schon Frau und Kinder hatte, das thut der Liebe nischt, ein Baröneken wie Braten! Das war der Letzte und ooch eegentlich der Beste. Von dem ist ooch meine Ricke. Der war bei's Kriegsministerium angestellt und hatte Gelders! Jotte doch! Der wohnte in der Leipzigerstraße und hatte ein eigen Haus — nachher ist er mit'm Pferde gestürzt, gleich zu Tode, draußen in der Reitbahn — 's war schade um den schönen Menschen! Uf'm Dreifaltigkeits-Kirchhof liegt er noch begraben; da bin ich 'mal hin gewesen und hab das schöne eiserne Kreuz betracht't, wo der Name so schön goldig d'rauf stand, daß ich'n gleich lesen konnte — nämlich weil ich's schon wußte, daß et „Kalkbach“ hieß!“ Und damit schlug sie eine widerliche Lache über den eigenen Witz auf; Kalkbach aber, der unmuthig in das Wetter

hinausgeschaut hatte, ohne auf die Reden der Alten zu hören, fuhr in diesem Augenblicke wie in unangenehmer Ueberraschung herum.

„Was will Sie?“ woher weiß Sie meinen Namen?“

Das Weib stierte ihn mit dummen Augen an. „Ihren Namen, wat jeht mich Ihr Name an, haben Sie mir'n etwa gesagt? „Kalkbach,“ hab' ich gesagt, und des war eben des schöne Baröneken in's Kriegsministerium, der in der Leipzigerstraße wohnte und von dem meine Rieke ist; d e r ist hernach mit'm Pferde gestürzt und liegt uf'm Dreifaltigkeits-Kirchhofe; wat wollen Sie denn? Der war 'n ganz anderer Mensche als Sie und der könnte ooch schon Ihr Vater sind!“

Kalkbachs Gesicht hatte sich während dieser Rede bis zur tiefsten Blässe entfärbt. Mit zwei hastigen Schritten stand er neben dem Weibe und faßte dessen Arm.

„Sei sie vernünftig, Piefken,“ sagte er mit zurückgehaltener Stimme; „was ist mit dem Baron von Kalkbach, der in der Leipzigerstraße wohnte, woher kennt Sie den?!“

Die Alte schien von dem eigenthümlichen Ausdrucke der Augen, die Kalkbach auf sie geheftet hielt, etwas verdutzt zu werden.

„Na nu?“ sagte sie endlich, „hab' ich's nicht schon gesagt? „Meine Rieke ist von ihm. Hab' ich etwa nicht für seine Frau genäht, daß ich ins Haus kommen durfte? Ist er nicht oft genug bei mir gewesen? Hä, hä! woher ich ihn kenne!“

„Weib!“ preßte Kalkbach hervor und seine Augen schienen aus dem Kopfe treten zu wollen, seine Stimme aber hatte allen Klang verloren, „weißt du, d a ß d a s m e i n V a t e r w a r?!“

„Na — nu?“ sprach die Alte, als begreife sie noch nicht recht, was Kalkbach damit sagen wolle; in diesem Augenblicke aber fuhr Rieke mit einem durchdringenden Schrei vom Sopha auf.

„Nein, nein, 's ist nicht wahr, 's kann nicht wahr sein! Lüg' nicht, Mutter!“ rief sie, daß es dem Baron bis in's Mark seiner Knochen fuhr, „der alte Schneider Piefke ist mein Vater!“

„Dumme Jöre, willst du's etwa besser wissen, als deine Mutter?“ fuhr die Alte los, „ich sage dir, der Baron von Kalkbach, d e s ist dein Vater und du sieh'st 'n ähnlich, daß es ein Blinder mit dem Stocke fühlen kann. Des muß ich wissen!“

Rieke stand lang ausgestreckt da, wie von einem Starrkrampfe ergriffen; auf ihrem Gesichte begann sich eine fahle Bläße auszubreiten, da schien sich Kalkbach gewaltsam aufzuraffen. „Riekette,“ sagte er

„Bleib!“ schrie sie in vollem Entsetzen und trat, beide Hände vorgestreckt, nach der Thüre zurück. Ihr Auge glänzte unheimlich. „Was ist das für ein Kind, das ich mit mir herumtrage?“ fragte sie halblaut, und dem Baron rieselte es vor ihrem Tone eisig kalt über den Rücken.

„Riekette,“ sprach er, als wollte er sie beruhigen; aber bei dem ersten Schritte, den er gegen sie that, sprang sie mit einem Schrei nach der Thüre zurück; er wollte ihr nach, aber wie von einer panischen Furcht ergriffen, riß sie die Thüre auf und flog über den offenen Vorsaal die Treppe hinab. — Da flogen die Fenster auf, der Sturm fuhr durch das Zimmer, den Regen in Fluthen hereinschleudernd; Kalkbach war von einer unheilvollen Ahnung ergriffen, dem Mädchen nachgestürzt; aber schon vor der Hausthüre sah er keine Spur mehr von ihr. Er eilte, das Wetter nicht achtend, in drei, vier Wege hinein, die hier den Thiergarten durchschneiden, aber nirgends war von ihr etwas zu sehen noch zu hören. — Von Frost geschüttelt ging er endlich nach der Wohnung wieder zurück und schloß dort Thüren und Fenster. Er warf sich, um seine Gedanken zu sammeln, auf das Sopha; da erst bemerkte er, daß auch die Alte weg war, er sah auf — mit ihr waren auch seine Uhr und seine Börse, die er auf einen Seitentisch gelegt, verschwunden. — —

Dieselbe Nacht hörte der Nachtwächter, hart an der Straße, etwas im Gebüsche rascheln. Als auf sein Anrufen Niemand antwortete, trat er vorsichtig hinzu und fand ein vollständig durchnäßtes Mädchen zwischen den Gesträuchern kauern. Er zog sie hervor und wollte sie examiniren, das Mädchen sah ihn stier an, antwortete aber auf keine Frage ein Wort. Der Wächter brachte sie nach der nächsten Wache, von wo aus sie, da sie hartnäckig schwieg, mit der folgenden Patrouille nach der Polizei transportirt wurde. — Auch dort setzte sie allen Fragen nichts als Schweigen und einen stieren Blick entgegen. Ein kurz nach ihr eingebrachter Vagabund erkannte sie indessen und nannte sie als die Tochter der jetzigen Wittwe Piefke, die der Polizei genugsam bekannt war; verschwieg auch ebensowenig, daß sie von einem reichen Herrn bis jetzt unterhalten worden sei, der sie wahrscheinlich jetzt ihrer Wege geschickt hätte. — Andern Morgens ward sie mit andern als obdachlos aufgegriffenen Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts nach dem Arbeitshause gebracht.

Zwei Tage darauf, an demselben Tage, den Kalkbach zu seiner Hochzeit bestimmt hatte, stürzte sich, auf der Seite der Alexanderstraße, am hellen Mittage ein Mädchen aus dem zweiten Stocke des Arbeitshauses. Dick standen die Menschen, als der Körper, mit zerschmetterter Hirnschaale, von der Wachmannschaft in das Haus getragen wurde.

„Des war'n Biest!" sagte ein alter Mann, der in der Thüre des Arbeitshauses stand, zu dem Nächsten. „So'nn Dickfell ist mir noch nicht vorgekommen. Seit sie 'ringebracht ist, hat sie kein Wort gesprochen, ist zu keiner Arbeit zu kriegen gewesen, und wie sich heute die eine von den frommen Schwestern*) an sie macht und ihr's Gewissen scharf machen will — und die versteht's? — da schlägt sie eine Lache auf, daß es den Andern durch alle Knochen fährt. Kaum hat

*) Die Diakonissinen beschäftigen sich im Arbeitshause sowie in der Charité mit Besserung der Prostituirten.

sich aber die fromme Schwester weggedreht, da reißt sie's Fenster auf und eh' sich's Eins versieht, ist sie 'naus! Ja, so'nn dickfelliges Biest ist mir noch nicht vorgekommen. Nu hat sie was davon!" — —

Eine Stunde vorher hatte die Trauung der jungen Gräfin Zelinski mit dem Baron von Kalkbach stattgefunden. Ein glänzendes Dejeuner vereinigte die Elite des Berliner Adels. — Die blutjunge Braut war von dem Flor der anwesenden Damen umringt, Kalkbach hatte sich mit seinem Freunde Seifried in eine Fensternische zurückgezogen.

„Ihr woll't heute noch abreisen?" sprach der Letztere mit einem Lächeln, „hast du keinen Auftrag, der einen Vertrauten erfordert?"

„Bst, sei still davon, ich weiß, was du meinst!" erwiederte Kalkbach, und es war, als durchschauerte ihn ein leichter Frost, „damit ist's aus; das Verhältniß wurde zu pikant; ich glaube fast, es hat mich solider gemacht, als ich je geworden wäre!"

Seifried sah ihn fragend an.

„Wie ein zu starker Haut-gout den Abscheu gegen alles Wildpret hervorrufen kann;" sprach Kalkbach. — „Später erzähl' ich dir's vielleicht, heute laß es!"

„Nun, wenn das zu Ende ist," sagte Seifried, „so will ich dir auch mittheilen, wie sich eine andere deiner verlassenen Geliebten getröstet hat, vielleicht ist dir's von Interesse! Fräulein von Oldersleben hat binnen Kurzem Hochzeit!"

„Mit — dir? oder — wie so?"

„Ach du mußt nicht gleich deine Solidität auf Andere übertragen wollen!" lachte Seifried. Nein, mit einem entfernten Vetter vom Lande, an den sich die Geheimeräthin wegen einer Unterstützung gewandt hatte. Vor drei Wochen kommt er hier an, verliebt sich in seine Cousine und — die Art Herren sind hitziger als wir — bringt schon nach den ersten acht Tagen die Sache in Richtigkeit."

„Nun, und du?" fragte Kalkbach mit sichtbarer Spannung.

„Ich?" sagte Seifried, „ich habe den Entsagenden gespielt!"

„Ja — aber"

Seifried bog sich zu seinem Ohre. „Ich habe genug und lache in's Fäustchen! Gott tröste den armen Mann!" raunte er ihm zu und verließ die Nische.

„Ich“, sagte Seifried, „ich habe den Schlafgesellen gespielt.“

„Ja — aber?“

Seifried bog sich zu seinem Ohr. „Ich habe genug vom Lach-lers Schülern! Weck nicht den armen Mann“, raunte er ihm zu und verließ die Stube.

II.

Aus dem Thüringer Walde.

Ein reiner glänzender Morgen lag über dem Walde; langsam waren im Dorfe die Glocken verklungen, die zum Frühgottesdienste geläutet.

Da kam der Schulz, beide Hände in die Rocktasche gesteckt, mit großen, festen Schritten auf die Schenke los, die damals vor dem Dorfe an der Straße stand. Seit aber die Chaussee über dem Wald gebaut worden, ist das Vierzeichen hineingezogen und nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Es war eine stattliche Figur, der Schulz, und in seinen kohlschwarzen Manchesterhosen, den weißen Strümpfen, die die kräftige Wade umschlossen, den blankgewichsten Schuhen mit den blitzenden Schnallen, dem weiten Oberrocke mit den silbernen Knöpfen und dem neuen Dreispitz nahm er sich so recht festtagsmäßig aus. Nur in das Gesicht durfte man ihm nicht sehen, da stand heute nichts von stillem Feiertage geschrieben, das sah kirschroth aus, und die buschigen Augenbraunen waren so finster zusammengezogen, als sei ein gewaltiges Donnerwetter nicht weit.

Matthes, der dicke Wirth, stand breitbeinig in der Thüre, klimperte mit dem Gelde in den Hosentaschen und sah rechts und links die sonnige Straße entlang. Als er den herankommenden Schulzen bemerkte, riß er erst die Augen verwundert auf, dann aber ging er ihm

langsam ein paar Schritte entgegen. „Na, Schulz, woher denn so früh? und was vor'n Gesicht? in der Kirche gewesen, was?“

Der Schulze biß die Lippen aufeinander und ging mit starken Schritten nach der Gaststube. Dort warf er den Hut auf den nächsten Tisch und ballte beide Fäuste zusammen.

„In der Kirch bin ich gewesen, Matthes! aber —“ brach er ingrimmig los, schlug mit voller Macht auf die eichene Zechtafel, „'s muß anders werden! Matthes, ich sag dir, 's wird anders, oder ich will nit Schulz im Dorfe sein. Ist's nit 'ne Sünd und Schand, wenn erst von der Kanzel 'runter gehetzt wird, wenn von der Kanzel 'runter gestichelt wird, daß die Leute mit Fingern auf Ein'n weisen möchten? wenn der Mann, der oben steht, der zum Frieden helfen sollte in der Gemeinde, 's Feuer erst recht anbläst, daß es Einem in den Fingern zuckt, mer möcht'n — nu! 's bleibt nit so!“ fuhr er fort und lief die Stube auf und ab, „'s darf nit so bleiben, Matthes, und sollt ich was anders thun!“

„Nu, Nu! nur ruhig, Christian! mit der Hitz läßt sich dahier nimmer was erzwingen; bist grad noch so, als wie wir allebeid noch jung waren. Jetzt trinkst du 'ne Flasche Goth'sches mit mir, was Extra's, das kühlt! Hernach erzählst du mir, was es wieder gegeben hat!“ Damit hatte der Matthes eine Flasche vom Schenktische genommen und ließ kunstgerecht das große Bierglas voll laufen, daß der Schaum weit darüber herausstand. „Da hier prost!“

„Ich trink jetzt nit, ich hab mich zu gewaltig geärgert!“ grollte der Schulze und trat, die beiden Hände in die Seiten gestemmt, an's Fenster. „So ein Mann, und das will ein christlicher Pfarr sein! Aber — wart nur!“

„Der Matthes sah erst dem Schulzen kopfschüttelnd nach, dann aber hielt er das Glas gegen das Licht, liebäugelte einen Augenblick mit der goldhellen Farbe und trank es langsam bis zur Hälfte leer. „Schulz,“ sagte er, den Schaum vom Munde wischend, „ich weiß nit,

wie man sich über so was so ereschern kann. Wenn's nit mehr ist, als was er auf der Kanzel red't, so laß ihn reden; er kann gar viel Worte machen, ehe einem eins gefällt!"

„Schwatz mir nit solch unglückliches Zeug!" fuhr der Schulze auf. „Wenn sich Einer auf'n Tanzboden hinstellte und spräche: Ich kenne einen dicken Kerl, ich will ihn gerad nit nennen, der verschenkt Bier und spricht, 's ist Goth'sches, derweil hat er's aber selber gebraut; der giebt Nordhäuser, wo die Hälfte Kartoffelschnaps drunter ist, der beschummelt euch hinten und vorn, ohne daß ihr's nur merkt; da könntest du hintreten und fragen: Wen meinst du Hallunk? —"

„Wart einmal, Schulz!" unterbrach ihn der Wirth mit blitzrothem Gesichte und faßte seinen Arm; „das spricht Keiner; wenn's aber Einer spräch, so zög ich ihm eine Backpfeif, daß er sich übergaukelte und's Aufstehen vergäß!"

„Nit wahr? da sagtest du nit: er kann viel Worte machen, ehe mir eins gefällt!" Was mach ich denn aber, wenn der Mann, dem's Reden in der Kirch allein erlaubt ist, auf die Gottlosigkeit schimpft, die in der Gemeinde eingerissen wär, daß kaum ein Hund ein Stück Brod von den Leuten nehmen möcht; und wenn er hernach spricht, 's könnt nit anders kommen, wenn d i e Leut, die zu oberst gesetzt wär'n, selber die Gottesfurcht forttrieben und nu mit verblümten Redensarten, daß man's aber mit den Händen greifen kann, loszieht: die würden zuerst verdammt, den viel anvertraut wär, die hätten die Seelen von den Andern mit auf dem Gewissen, die Leut sollten sich abwenden und nit auf böse Rathschläge hören, sonst käm die Straf einmal mitten in der Nacht, ehe sie sich's vermutheten! und die vorn ständen, die den schlechten Weg gewiesen, die in ihrer Sünde verstockt wären, den würd's am allererbärmlichsten gehen! — Und wenn nu die Leut alle die Köpfe nach mir hindrehen, was ich wohl vorn Gesicht dazu ziehe, wenn ich denken muß, daß mir das morgen der erste beste Schlotty, den ich zur Ordnung bringen will, wieder sagt — soll ich denken, du kannst mir viel

Wort machen, ehe mir eins gefällt? he? Ne Matthes, ich bin jetzt aus der Kirch gegangen, mitten in der schönen Predigt; aber" — rief er aus und klopfte sich auf die Brust, „ich bin noch Schulz im Dorfe, und ich werd ihm zeigen, daß wir den Pfarr nit mehr für den Herrgott selber halten!"

„Recht, Christian, ich begreif's jetzt, wie du mir Alles gesagt hast, gieb mir dei Hand her! Wenn's was gilt und ich kann dir helfen, so sag mir's!"

„'s kann Rath werden!" sagte der Schulz, des Matthes Hand drückend, „man kann so nit auf Alle bauen!"

„Nu, ich bin da! Jetzt aber steck ein anderes Gesicht auf, dort kommen Leute! Man darf's nit immer Jedem zeigen, daß man sich ärgert, sonst denken sie gleich, die Sache ist doch nit ganz richtig!"

„Die sind gut!" erwiederte der Schulze, durch's Fenster schauend, „das ist mein Henner und der Häsler, um den die ganze Sache eigentlich ausgekommen ist, und ihre Kameraden; ich glaube, die suchen mich!"

In die Wirthsstube trat ein Trupp von Achten aus dem Dorfe, voran mit einem herzhaften „Grüß Gott!" der Häsler. Sie waren sämmtlich im Festtagsstaate, wie ihn die Jüngern tragen; entweder in olivenbraunen Manchester-Jacken und Hosen, oder in neuen dunkelblauen Leinwandhemden, Schulterblätter und Säume mit weiß genähten Figuren verziert. Die runden Filzhüte schmückte meist eine Pfauenfeder oder eine gemachte Blume. Man traf die kräftigen Gestalten früher auf allen Landstraßen bis Italien und die Schweiz hinein, neben ihrer mit weißer Leinwand überspannten Frachtwagen einherschreitend; das ganze Dorf bestand aus meist lauter großen Fuhrleuten, die ihre vier bis acht Pferde im Stalle hatten. Jetzt freilich bei der zunehmenden Besserung aller Communikationsmittel ist die Blüthezeit des Thüringer Fuhrwesens lange vorüber.

Es war ein frommer Brauch von alten Zeiten her, daß, wer mit einer Ladung weit wegfuhr, eine Fürbitte zu glücklicher Heimkehr in der Kirche thun ließ, und wer nach einem halben Jahre oder noch längerer Zeit mit guter Rückfracht wieder eintraf, versäumte nie, ein Dankgebet hinzufügen zu lassen. Dabei hatte sich der Geistliche gut gestanden, denn die Spenden für Bitte und Dank waren reichlich gewesen, und je bessere Fracht der Fuhrmann gehabt, je mehr war für die Kirche abgefallen.

Aber die Zeiten waren schlechter geworden; Raubritter und Räuberbanden gab's nicht mehr, die halsbrechenden Wege wurden in Chausseen umgewandelt und in allen Ländern gab's Recht und Gerechtigkeit für Jedermann. Mit dem Schwinden der Gefahren stieg die Concurrenz und die Frachtpreise fielen. Wer nicht in frühern Zeiten seine Pfeife geschnitten, war jetzt froh, als ehrlicher Mann durchzukommen, und die Kirchengebete wurden bei den schlechten Zeiten, bei der allgemeinen Sicherheit zuletzt nur wie eine drückende Abgabe angesehen, die einmal da war und nicht umgangen werden konnte.

Da hatte der Häsler, der es bei dem Stand der Dinge nicht über drei Pferde gebracht, volle Fracht nach München erhalten, aber der Lohn war so gering, daß es eben nur besser war, als wenn die Pferde still gestanden hätten. Zudem war der Häsler ein armer Kerl, der sich ohne Knecht durchschlug und der eben erst seine Mutter nach langer Krankheit begraben hatte. Wie er nun Alles bis auf's Tippelchen ausgerechnet, daß ihm, wenn er von der Reise heimkomme, nur noch ein Geringes übrig bleibe, zog er seine Feiertagsjacke an und ging hinüber in's Pfarrhaus.

Der Pfarrer saß in seinem schwarzledernen Polsterstuhle in dicke Tabakswolken gehüllt, hinter einer großen Zeitung. Das schwarze Käppchen saß auf dem Hinterkopfe und ließ einen starken graumelirten Haarwuchs sehen, die niedere Stirn lag wie in langer Gewohnheit in strengen Falten, die Augen beschatteten ein Paar buschige Braunen,

Kinn und Nase waren lang und dürr und fuhren ärgerlich in die Höhe, als der Häsler nach kurzem Anklopfen in die Stube trat. Was giebt's? Ist Niemand draußen?"

„Guten Abend auch, Herr Pfarr!" sagte der Häsler, „nehmen Sie's nit vor ungut, ich komm von wegen der Vorbitt. Ich hab' Fracht und will die andere Woche weg."

Der Prediger zog die Augenbraunen zusammen, um ihn zu erkennen. „Ihr seid der Häsler?" fragte er dann, ohne eben viel freundlicher zu werden. Wenn Ihr einmal wieder kommt, so fallt mir nicht so ohne Weiteres in die Stube, das gehört sich nicht! Wohin fahrt ihr und wie hoch ist die Fracht, und was wollt Ihr anwenden?"

„Ja, von wegen dem Anwenden, dessenthalben komm ich eben. Die Fracht ist so schlecht, daß ich nit das Salz davon habe, und ein armer Kerl bin ich auch, und vor meine Mutter hab ich schon so viel an die Kirch zahlen müssen und da wollt ich eben den Herrn Pfarrer gebeten haben, ob ich nit einmal die Vorbitt umsonst haben könnt' — weil ich erst so viel an die Kirch gezahlt hab, da könnt ich das wohl noch zukriegen. 's sind doch nur ein paar Wörtel und der liebe Gott wird einmal nit auf's Geld schauen, wenn's der Herr Pfarrer wollte!"

Der Geistliche hob sich langsam aus seinem Lehnstuhle, unter den finster zusammengezogenen Braunen begannen die Augen wie in zorniger Verwunderung aufzuleuchten. So trat er vor den Häsler, die kurze untersetzte Gestalt einen halben Kopf mit seinem hagern, aber starkknochigen Körper überragend.

„Zugeben? ist Gottes Wort eine Waare, die man mit dem Scheffel oder mit der Elle mißt?" begann er mit scharfer einschneidender Stimme. „Wer der Kirche nicht giebt, was ihr zukommt, der bestiehlt sie, und wer die Kirche bestiehlt, bestiehlt den Herrgott selber. Zu neuen Jacken und neuen Hüten, zum hoffärtigen Leben und 'rumludern ist Geld da, alle Tage; für den Herrn im Himmel aber wird der

Sechser noch zehnmal zwischen den Fingern 'rumgedreht, ehe er hingegeben wird."

„Aber, Herr Pfarr," redete der Häsler dazwischen, „ich verthue und verludere doch nichts, ich hab ja kaum so viel, daß ich mich mit Noth als ehrlicher Kerl durchbring — und jetzt ist jeder Dreier ausgerechnet, und es will doch nit hinten und nit vorn ordentlich langen." —

„Wer kein Geld und kein Gut hat," unterbrach ihn der Pfarrer mit erhöhtem Tone, „der verkaufe Rock und Hose, und wer das nicht hat, der verkaufe das Hemde und gebe der Kirche, was ihr gehört, denn die Kirche und ihre Diener sind für Gott selber da auf Erden. Wer aber Gott hintenansetzt, den wird er wieder hintenansetzen, dem muß fehlschlagen, was er unternimmt, der muß verderben und untergehen, wenn das Unglück kommt, denn der Herrgott beschützt ihn nicht, sondern der Teufel!" Und damit drehte er sich um, ging in die Nebenstube hinein und warf die Thüre zu, daß die Fenster klirrten; der Häsler aber stand vor dem Pfarrhause wie vor den Kopf geschlagen und wußte kaum, wie er herausgekommen war.

Eine Weile war er langsam davon gegangen, und wer wissen wollte, was in ihm vorging, der durfte nur sein Gesicht ansehen; Wuth und Demüthigung, ein Entschluß und wieder Verzagtheit schlugen sich da abwechselnd miteinander herum. Mit einem Male aber blieb er stehen. „Das soll ich mir sagen lassen von dem — von dem Pfaffen?" Und da schlug er sich vor den Kopf und rannte davon, die funkelnden Augen stier vor sich auf die Erde gerichtet, immer zu, ohne auf seinen Weg zu achten und hatte beinahe den Mann, der ihm entgegen kam, über den Haufen gerannt.

„Nu, nu, kannst du bei hellem Tag nit sehen?" schrie der ihn an, „was läufst denn, als ob's im Oberstübchen nit richtig wär, was hast denn?"

Der Häsler war stehen geblieben und sah den Mann an, als kenne er ihn nicht.

„Nu, Schock Stern, was ist denn los? Brennt's zu Hause, oder hat dir die Sonne zu sehr auf den Kopf geschienen?"

Da that der Häsler einen tiefen Athemzug und es war, als ob ihm erst jetzt Einer die Kehle aufgeschnürt hätte.

„Ob's brennt?" platzte er heraus, „ja, Schulz, 's brennt, aber dahier und dahier ist es nit richtig!" Und dabei schlug er sich vor die Brust, daß es klang wie Schläge gegen einen hohlen Kasten. „Bin beim Pfarr gewesen, von wegen der Vorbitte, will mit Fracht nach München. Ich hab nit das Salz daran; was ich nur gekonnt, habe ich schon bei meiner Mutter Tod an die Kirche zahlen müssen; hab gebeten, der Pfarr soll mir einmal das Geld für die Vorbitt schenken, hab gesagt, ich wär' ein armer Kerl und hätte jetzt kaum zum Leben genug, — der hat einen Schlund, größer als seine Kirchthüre, der nimmermehr genug kriegt; aufgefahren ist er wie Schießpulver, schlecht gemacht hat er mich wie einen dummen Jungen; den Rock und das Hemde soll ich verkaufen und ihn bezahlen, hat er gesagt, sonst helfe mir der liebe Gott nicht, sondern der Teufel! Nu — das muß ich mir Alles gefallen lassen und was soll ich machen? Fortfahren kann ich nit ohne Vorbitt, 's ist wider den Brauch, 's gäb Halloh im Dorfe, meine Marie heulte sich die Augen aus und dächte, der Teufel hätte mich schon beim Kopfe, gar nit zu gedenken, was ich vielleicht vom Pfarr auszustehen hätte!"

Der Schulze hatte aufmerksam zugehört, und wie der Häsler schwieg, nickte er ein paar Mal mit dem Kopfe und verzog den Mund, als wie: Na warte!

„Häsler," sagte er, „sei einmal jetzt still und laß dir nichts merken; was du machen sollst, werd' ich dir sagen. Brauchst nit zu denken," fuhr er fort und ging langsam mit ihm hinter den Zäunen

hin, „daß du allein bei Aerger mit dem Schwarzrock hast, mit mir hat er's noch besser getrieben; aber jetzt soll er was merken. Vor'n Vierteljahr soll ich eine Collekte im Dorfe 'rumschicken, 's war wegen einem neuen Altartuch und einer neuen Kanzelbekleidung. Da geh ich 'rüber zu mei Gevatter Matthes und sage: Matthes, lies einmal! soll'n wir erst im ganzen Dorfe von Haus zu Haus betteln gehen? Weißt du was, ich geb die Hälfte und du die Hälfte, wir zwei Beide können's noch am ersten und sind den Bettel los. Der Matthes sagt ja, es giebt Jeder seine vierzig Kronthaler und die Geschichte war fertig. — Drei Wochen darauf laufen meine Schweine vom Hof und kommen in's Pfarr's Garten; eins, zwei! verklagt mich der wegen dem Schaden. Wäre er zu mir gekommen, ich hätte ihm für seine dritthalb verdorbenen Pflanzen ein halbes Fuder gegeben. Ich geh nit auf's Gericht, und da schickt mir der — na, ich darf nit d'ran denken; da schickt er mir den Exequier in's Haus, mir dem Schulzen! Ich hab gedacht, das Donnerwetter soll an allen vier Ecken einschlagen. — Und nu soll man in die Kirche gehen und sich von dem Schwarzrock erbauen lassen! Wär' mei Gevatter Matthes nit gewesen und hätte meine Lise nit so zugeredt, wär's nit gewesen wegen 'm bösen Beispiel in der Gemeinde, ich hätt', weiß Gott, kei Fuß wieder in die Kirch gesetzt. — Also, Häsler," fuhr er nach einer Weile fort und wischte sich mit dem Sacktuch den Schweiß aus den Haaren, „nu bethu dich nit, weil er dich angefahren hat, aber was merken soll er! Mei Henner fährt kommende Woche mit meinen zwei Wagen fort, der Hannjörg hat auch Fracht. Ich laß keine Vorbitte thun und der Hannjörg soll's auch nit, davor will ich stehen. Wenn ihr aber 'naus kommt vor's Dorf, da haltet ihr still, und Jeder verrichtet sein Gebet unterm freien Himmel und ich will nit der Schulz heißen, wenn's nit besser thut, als wenn's der schwarzröckige —" er sah sich rings um, ob ihn auch Niemand höre — „als wenn's der Pfaff von der Kanzel abliest. Dabei bleibt's, und nu laß dir nichts merken; grüß mir deine Marie, 's ist ei brav's Mädel,

und wenn du Hochzeit machst, wollen wir schauen, ob uns der Teufelssegen vom Pfarr was gschad't hat!"

Den Montag darauf fuhren vier Wagen mit Geklingel und Peitschengeknall zum Dorfe hinaus, neben ihnen sechs wohlgemuthe Burschen. Wo sie vorbei fuhren, sahen die Leute zum Fenster hinaus; ohne Vorbitte davon zu fahren, war noch unerhört in der Chronik des Dorfes, war wie eine Verhöhnung des Herrgotts, war ein Wagstück, das Viele nicht unternommen hätten, und mancher alte Mann schüttelte bedenklich den Kopf. Die Geschichte mit dem Häsler machte die Runde von Haus zu Haus, die mit dem Schulzen war wieder frisch aufgewärmt worden, zehnerlei neue Historien vom Pfarr waren dabei an's Tageslicht gekommen, man wußte nicht woher, und es gab genug unter den Jungen, die auf den Tisch schlugen und meinten: „'s ist schon recht, 's sind allesammt brave Kerls und der Pfarr hat's getrieben, wie er's nicht verantworten kann!" „Na, soll mich wundern, wie's ablaufen wird," hieß es am andern Orte! — „Ich wüßte nicht, was ich gemacht hätte, „'s heißt doch den lieben Gott versuchen!" am dritten, und des Redens und des Maulsperrens war kein Ende. Aengstlich aber schlug manchem Mädchen das Herz in der Brust, das der Schatz vergeblich zu Anderem hätte bereden wollen, am ängstlichsten der Marie, mit der der Häsler die Heirath schon richtig gemacht hatte.

Am nächsten Sonntag war die Kirche gedrückt voll. Jeder wollte sehen, was der Pfarrer für ein Gesicht mache. Der aber stand auf der Kanzel mit finsterem Ernste, predigte über die Verderbniß der Welt und stichelte sonst mit keinem Worte, kaum daß er einen grimmigen Blick nach dem Platze warf, wo der Schulze zu sitzen pflegte. Den zweiten Sonntag ging dasselbe von Neuem los und die Leute hörten: Gott schlafe nicht und sein Zorn auch nicht, und wenn er den Spitzbuben und den Räuber zehnmal sündigen ließe, ehe er daher gefahren käme in seinem Grimme, so geschähe es nur, weil er sehen wolle, wie weit es so Einer eigentlich treiben werde. Aber das Gericht komme

über den Sünder einmal mitten in der Nacht, und je länger es gedauert, je schwerer. — Und jeden Sonntag gings über die Sünder und Missethäter her, und jedesmal kam was Neues, daß sich Jeder herausnehmen konnte, was er wollte; aber immer kam das Rechte nicht, was die Leute gerne gehört hätten.

„'s ist ein Feiner!" sagte der Schulze in der Schenke, „er will seine Leute in der Angst lassen; aber hops was! Er kommt gerade bei den Rechten!"

Ein halb Jahr war noch nicht vergangen, da kam der Hannjörg wieder an, frisch und gesund; vierzehn Tage später der Henner mit den beiden Wagen und den Knechten und zuletzt der Häsler. Weit vorweg hörte man bei dem schon das Geklingel der Glocken, er selbst stand auf dem leeren Wagen, mit der Peitsche knallend, und mit einem Gesichte, als führe er geradeswegs zur Hochzeit. Der Wagen aber war schön blau gefirnißt, die Pferde hatten sich rund und dick gefressen und statt des alten Zeuges hatten sie neue Kumte und neues Hintergeschirr. An die Thüren und Fenster fuhren die Leute: „Hoi der Häsler! Habt ihr den Häsler gesehen?" Und wie er vor seinem Hause ausspannte, wußte er nicht, wem von den Menschen er zuerst die Hand geben sollte. Und Abends in der Schenke konnte er nicht genug rühmen, wie gut es ihm gegangen sei. Von München habe er volle Ladung nach Ulm, von da wieder nach Nürnberg und von dort Rückfracht nach Waltershausen gefunden, und da sei doch noch was bei zu verdienen gewesen. Als nun aber Einer meinte, er solle nur nicht so gar obenauf sein, was der Pfarr gesagt hätte, wüßten sie Alle, und Pfarr's alte Liesel habe seiner Frau erzählt, ihr Herr hätte vorher gewußt, daß es diesmal wohl gut ablaufen werde und wenn's auch noch zwei- und noch dreimal gut ginge, desto schlimmer wär's, desto erschrecklicher werde es hernach mit einem Male kommen; da stand der Häsler auf und sagte: „Der Pfaff ist ein — ich will ihn nicht tituliren. Aber in Erlangen hab' ich Einem die Geschichte erzählt, der hat's verstanden, und der hat mir die

Augen hell gemacht. 's ist gerad so, als wenn ich ei Anliegen an einen großen Herrn hab', und schicke einen Andern, dem eigentlich an meiner Sach' gar nichts liegt und der nur hingeht, weil ich's ihm bezahl'. Da ist es doch viel gescheider, ich geh selber hin und thu's Maul auf und sag's deutlich und ordentlich, wie mir's um's Herz ist und behalt' mei Geld in der Ficke. Und der liebe Gott sieht noch dazu in mei eigen Herz hinein und versteht's, wenn ich auch die Wort nit so ordentlich setzen kann, und bei dem brauch' ich vollends keinen Vorsprecher und keinen Advokaten!"

Und den andern Tag war des Häslers Rede wieder im ganzen Dorf herum, und es hieß, der Häsler habe Freundschaft mit einem Professor in Erlangen gemacht, der habe ihm das so auseinandergelegt und der Professor müsse doch noch klüger sein, als der Pfarr — und die Alten, denen die Sache noch bedenklich vorgekommen war, denen das, was der Pfarr gesagt, von Alters her wie ein Evangelium gegolten, waren still und mochten nichts mehr sagen; der Schulze ging noch einmal so stramm als sonst durch's Dorf, die Fuhrleute klingelten mit den harten Kronenthalern, wo es nur Einer hören wollte — der Pfarrer aber biß drei neue Pfeifenspitzen kurz und klein, und wartete auf den Sonntag.

Und wie der Sonntag gekommen war, trat er auf die Kanzel und ließ die Augen über die Leute laufen, als wolle er Jeden damit todtstechen, und fing eine Predigt an, daß es klang wie eine Posaune und fing an den Schulzen zu beschreiben und den Häsler und die Andern, daß man sie blindlings hätte erkennen können. Das war aber den Sonntag vor Pfingsten und war die Predigt, wo der Schulze zum Tempel hinaus in die Schenke gelaufen war.

Also: In die Schenkstube traten der Häsler, der Henner und der Hannjörg mit ihren Kameraden.

„Na, Schulz," begann der Häsler, „was sagt Ihr nu zu der Geschichte?"

„Was ich sage?" fuhr der heraus. „Hundsfötter seid ihr, das sag ich. Bleibt da ruhig und mucksstill sitzen und laßt euch vom Pfaffen scheeren' wie's Schaf um Pfingsten; bleibt da sitzen und hört den Spektakel mit an, als ob's so sein müßte! Aber ich will nit Schulz im Dorf heißen, wenn ich das so hinnehme!"

„Na, Schulz, seid nit bös!" sagte der Häsler, „'s ließ sich einmal nit anders thun, wir saßen so mitten drine. Fragt die dahier, was ich gesagt hab. Umsonst hat er's nit gethan, und wir woll'n schon kriegen!"

„Und ich hab gesagt," setzte der Hannjörg hinzu, „ein Hallunk ist, der wieder in die Kirch geht!"

„Ach was!" rief der Schulze," das ist alles nit genug! Wenn mich Einer auf der Straße schimpft und nennt mich ei schlechter Kerl, ei Leutverführer, oder ei Lumps, so kann ich ihm die Wahrheit mit der Faust ins Gesicht geben, daß er sie begreift und genug dran hat. Wenn aber der Pfarr in der Kirche red't, daß die Leut mit Fingern auf mich weisen, da muß ich's Maul halten, und kann nur eine Faust in der Ficke machen und steh da wie ei dummer Junge, der Prügel gekriegt hat. Was hilft mir's da, wenn ich nit wieder in die Kirch gehe? Die Leute dächten nur, ich fürcht'te mich!"

„Schulz," rief der Häsler, „wir woll'n schon kriegen! Heute Nachmittag rücken wir mit unseren Kameraden dem Pfaffen vor's Quartier, auf ei Stücker Zwanzig kann ich schon zählen, und da mag er sich bethun wie ei Teufel oder ei Drache, wir woll'n die Hölle heiß machen —"

„Kei Krakeel!“ unterbrach ihn der Schulze, „hernach hätt er uns erst recht, wo er uns haben wollt, und das darf ich nit leiden, davor bin ich Schulz!“

Der Matthes hatte während dem acht volle Biergläser auf den Tisch gesetzt, steckte jetzt die Hände in die Hosen, und trat heran.

„Nur nit hitzig!“ sagte er, „laßt mich einmal reden. Ich mein, es müssen doch noch Leute über den Pfarr sein. Morgen am Tag gehst du nach Gotha zum Advokalen, der wird wissen, wo Barthel Most holt, und läßt dir ein Schreiben machen und läßt 'neinschreiben, wie's der Pfarr getrieben hat. Ich werde dir Einen sagen, der versteht die Sache aus'm ff, wenn's auch kei Gelereter ist; der macht's billig und weiß die Worte zu setzen, daß es nur so klappt, und es müßte doch keine Gerechtigkeit mehr geben, wenn der Pfaff so durchkäme!“

„Vater, ich sag, der Matthes hat Recht!“ rief der Henner, „mach morgen 'rein, frische Fische, gute Fische!“

„'s ist recht!“ nickte der Schulze, „ich hätt schon gleich d'ran denken sollen. Nu aber haltet ihr euere Mäuler, man weiß noch nit, wie die Sache ausläuft.“ — — —

Vier Wochen waren in's Land gegangen, da kam der Schulze an einem Nachmittag wieder auf die Schenke los und machte Schritte, daß ihm sein Henner, der hinterdrein ging, kaum nachfolgen konnte.

„Matthes!“ schrie er, als er in die Schenkstube trat, daß der aus dem Hofe herbeisprang und meinte, das Haus brenne; „Matthes, schick zum Häsler und zum Hannjörg, ich ließ ihnen befehlen, sie sollten herkommen, aber gleich, 's wär Antwort da!“

„Von wegen dem Pfarr? Nu da werden wir was hören!“ sagte der Wirth, und sein Junge lief davon, als hätte er die Beine auf die Achsel genommen. „Na, wie ist es, machst mir ei verdächtiges Gesicht!“

„Wirst's gleich hören!" erwiederte der Schulze und zog die Augenbraunen wie ein Paar Gewitterwolken über den Augen zusammen. Dann setzte er sich an das schmale Ende der Zechtafel und legte das große Schreiben des Consistoriums vor sich hin.

Der Häsler und der Hannjörg kamen mit Zweien ihrer Kameraden im Trabe an.

„Setzt euch hier lang, neben meinen Henner," sagte der Schulze und nahm das Schreiben in die Höhe. „'s ist Antwort da. Vorlesen will ich euch den ganzen Krimskrams nit, ich hab selber lang genug d'ran buchstabiren gemußt. Was sie uns aber antworten und was sie meinen, das will ich euch sagen, und nu sperrt die Ohren auf. Rebeller seien wir sammt und sonders; sollen den Pfarr in Frieden lassen, sollen in die Kirch gehen und Ruhe halten; habt ihr's gehört? Rebeller wären wir, und von mir hätten sie was anders gedacht, als daß ich so ei Krakeel anfangen könne! Das haben sie geschrieben und nu wißt ihr's!" fuhr der Schulze fort und drückte das Schreiben sammt dem großen Siegel so ingrimmig in der Hand zusammen, als ob es Oel geben sollte.

Erst hatten die Burschen den Schulzen lautlos, wie vor den Kopf geschlagen, angesehen. Jetzt aber sprang der Häsler in die Höhe. Nu, da sollen doch aber gleich zehn Millionen Donnerwetter in die Geschichte fahren!" schrie er und schlug auf den Tisch, daß die ganze Platte dröhnte. „Fort schicken sie uns, wie Betteljungen, zu schlechten Kerls, zu Rebeller machen sie uns! Nu so wollt ich doch gleich was Anders! Geben wir nit unsere Abgaben? thun wir nit, was wir müssen? Ihr müßt's wissen, Schulz! Und nu sollen wir Rebeller sein? Ich leid's nit, Gott soll mir helfen, ich leid's nit!"

„Und ich auch nit!" sagte der Hannjörg, „und soll's Haus und Hof kosten und wir selber an den Herzog gehen!"

Der Schulze lachte, wie so die Wuth aus Einem lachen kann. „Was wollt ihr machen?" sagte er, „wir hätten's vorher wissen

können; die das gemacht haben, sind auch geistlich, und eine Krähe hackt der andern nit die Augen aus. Und geht nur noch weiter 'nauf, wenn ihr was erleben wollt! Das geht von oben wieder ins Consistorium und von da wieder an uns retour, das ist gerad wie in der Mühl', da mag Einer oben aufschütten, wie er will, es geht immer denselben Weg und 's kommt unten 'raus; einmal wie's andere! He! der Pfarr wird lachen! — Nu!" fuhr er fort und setzte seine Mütze zurecht; „so weit wären wir abgeblitzt! Aber Frieden geb ich doch noch nit, mag kommen, was will!"

„Nur ruhig, Christian," fing jetzt der Matthes an und stützte seinen Kopf auf den Ellenbogen, „mit der Hitze läßt sich dahier nimmer was erzwingen! Giebt's dahier kei Recht, ist es vielleicht wo anders Ich mein', du läßt dir noch einmal ein Schreiben machen, aber nit an den Superintendent und nit an's Consistorium; da wissen wir mit einander nit recht Bescheid. An's Justizamt, mein ich, daß's das an die Regierung spedirt, auf'm Justizamt kennen sie uns Alle, wie wir sind und wer wir sind, und daß sie nit mit Lumpenhunden zu thun haben, wie's heißt: ab- und zur Ruhe gewiesen!"

Der Schulze schüttelte den Kopf und meinte: Regierung und Consistorium, das wär' Alles eins, 's wär' ein Unterschied wie Gischel (Geisel) und Peitsche und er gehe keinen vergeblichen Weg wieder.

„Na, Schulz, so geh' ich!" sagte der Häsler, „'s läßt Keiner den Wagen im Drecke stecken, wenn er noch ein Stück Hacke in der Hand hat!"

„Probir's!" erwiederte der Schulze; „aber ich mag mir nit des Pfaffen halber noch bös Blut auf der Regierung machen! 's ist eine Teufelswirthschaft, und wenn ich mir nu helfe, thu ich's ohne Consistorium und Regierung. Ich sprech: selber ist der Mann, und wir wollen schauen, wer mehr ist, Schulz oder Pfarr!"

Diesmal währte es sechs Wochen, ehe der Bescheid auf die neue Eingabe erfolgte. Er kam an den Schulzen und der ließ die beiden Fuhrleute zu sich rufen.

„So," sagte er, „da ist die Antwort, macht euch selber ei Vers d'raus. 's klingt nit so arg, wie vom Consistorium, aber mag's Einer hinten oder vorn beschauen, 's ist doch die alte Leier. Haltet Friede mit einander, der Pfarrer," las er, „ist als Lehrer, als väterlicher Freund unter die Gemeinde gesetzt, und die Gemeinde muß die Liebe und Achtung zu ihm bewahren, sonst ist seine Lehre umsonst. Wir sind allesammt Menschen und auch der Pfarrer mag seine Fehler haben, die muß aber Jeder ertragen, wie Jeder auch haben will, daß seine eigenen von Andern ertragen werden, und muß nicht durch unchristlichen Haß, durch Hartnäckigkeit und Lieblosigkeit Unfrieden und Zwietracht säen."

„He!" fing der Häsler an, „die haben gut reden, die sind gewiß noch von keinem Pfaffen schlecht gemacht worden. Sie sollten nur unsern kennen!

„Ich bleib dabei," sagte der Hannjörg, „'s geht Keiner mehr in die Kirch, das Schreiben nutzt nit. Ich fahr die Woche wieder weg, der Häsler auch und mei Kamrad Melcher auch dazu. Mag's Jeder mit seinen Leuten ausmachen, meine gehen zum Pfarr nach Taberz."

„Nu, das hatte ich schon im Sinne und hab schon vorgesorgt!" sprach der Schulze, „'s ist gekommen, wie ich's gesagt habe. Von meiner Freundschaft kriegt er Niemand mehr in der Kirche zu sehen, das ist richtig gemacht; den Andern aber könnt ihr's sagen, wer's nit mit dem Pfarr halten wollt, der soll nach Taberz in die Kirche gehen, ich ging auch hin!"

Das war den Dienstag. Den Donnerstag fuhren wieder drei Wagen ohne Vorbitte ab, aber nicht oben hinaus, wo es auf die Straße geht. Mit Klingeln und Peitschengeknall, mit neuen Sträußen auf den Hüten fuhren der Häsler, der Hannjörg und der Melcher um

die Kirche herum, beim Pfarrhaus vorbei, und wie sie da heran waren, klatschte der Häsler, als wollte er seine Kunst zeigen, griff dann an seinen Hut und rief; „Adjes Herr Pfarr! 's bleibt beim Alten!" Dann kam der Hannjörg, der machte es gerade so; als aber der Melcher vorbei fuhr ließ er die Peitschenschnur in der Luft herumfahren, daß es klang wie Gliedergewehrfeuer und rief: „Adjes, Herr Pfarr, ich bin auch dabei, ich brauch auch keinen Advokaten beim Herrgott mehr!" Lachend fuhren die Fuhrleute weiter, lachend sahen die Nachbarn aus den Fenstern und schauten, ob sich nicht Eins im Pfarrhaus sehen ließ; das war wie ausgestorben.

Der Sonntag kam heran, den Pfarrer hatte bis dahin kein Mensch zu Gesicht bekommen; die alte Liesel hatte aber ihrer besten Freundin erzählt, dabei indessen die tiefste Verschwiegenheit anbefohlen: ihr Herr habe einen Brief vom Superintendenten gekriegt, über den sei er fuchswild geworden und habe sich bethan, daß sie sich beinahe davor entsetzt habe.

Und als er nun auf die Kanzel trat und die leeren Bänke überschaute, da erhob sich seine Stimme und fuhr wie ein Donner durch die Kirche, und die Weiber wurden blaß über das, was er predigte, die Männer aber zogen finstere Gesichter, einzelne ballten wohl gar die Fäuste und als der Pfarrer zum Schlußgebete auf seine Kniee fiel und zur Kirchdecke hinauf schrie: „Herr und Gott, züchtige die Sünder, die sich gegen dich auflehnen, zerschmettere die Lästermäuler in deinem Zorn, vernichte sie, die dich und deine getreuen Diener verspotten, die die Besseren verführen und abwendig machen von deiner heiligen Kirche, laß sie untergehen wie die Rotte Korah und verderbe sie wie die Spötter zu Sodom und Gomorrha!" Da erhoben sich wohl drei Viertel der Männer und gingen zur Kirche hinaus.

Nachmittags standen aller Orten Haufen von Männern und Burschen, und diskurirten und räsonnirten; wo man aber hinhörte, war der Pfarr das dritte Wort. Es mochte e i n e Meinung durch's

ganze Dorf herrschen, denn Keiner, der beim Pfarrhaus vorbei ging, zog den Hut mehr, und wer dem Geistlichen einmal begegnete, ging ihm aus dem Wege, und hätte er quer durch den Wald oder über den Acker weggehen sollen.

Den nächsten Sonntag saßen vier alte Weiber in der Kirche und sonst Niemand; nach Taberz hinüber zog es aber wie eine Wallfahrt, Jung und Alt, Reich und Arm, Herr und Knecht. — Der Pfarrer hatte in der leeren Kirche nur das Gebet gesprochen und kam krank nach Hause. — — —

Der Herbst war herangekommen, die Kirche war nicht voller geworden und der Schulmeister las das Evangelium jeden Sonntag vor dem Altare ab. Aber die Sache hatte sich weiter geschwatzt und in Gotha auf der Regierung hatten sie gemeint, das Ding könne nicht so länger fortgehen. Zwei Commissäre, einer von der Regierung und einer vom Consistorium waren im Dorfe angekündigt worden, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen und zu schlichten. Der Hannjörg und Melcher waren glücklich heimgekehrt, der Häsler wurde jeden Tag zurückerwartet. — —

Ein reiner Herbstabend spann lange Fäden durch die Luft, die untergehende Sonne schaute so warm auf den gelb und roth schattirten Wald, als wolle sie es zum Abschied noch einmal recht gut meinen und auf dem Dache des Hauses, welches zu Ende des Dorfes zwischen dichten Bäumen dalag, funkelte es wie brennende Goldlichter. Hinter dem Garten führte der enge Fußsteig hin, der sich weiter am Dorfe hinauf zwischen Zäunen verliert und da hinaus schaute einmal um das andere der Kopf eines Mädels. Sie wartete auf etwas, denn mit jedem vergeblichen Schauen schlug sie ärgerlich das Fenster zu — und als endlich der Abend immer weiter herauf dunkelte, trat sie aus der Hinterthüre, ging den Garten hinab und legte die Hand über die Augen, scharf den Fußsteig entlang spähend. Aber von dorther kam kein Mensch. Eben wollte sie noch bis zur Ecke des Gartens vorgehen, da

legten sich plötzlich zwei Arme um ihren Leib, daß sie vor Schrecken hoch auffuhr.

„Marie, mei Mädel, schaust denn nach mir aus?“ fragte des Häslers Stimme über ihre Achsel und das Mädel fuhr ihm um den Hals, als hätte sie ihn schon ganz und gar verloren gegeben. „Bist denn endlich da, Christoph?“ rief sie, „ist es denn nit schlecht, daß du mich so warten läßt? Siehst du, wär ich dir nicht so gut —!“

„Nu, sei nur still, Mädel!“ fiel ihr der Häsler in's Wort und gab ihr einen derben Schmatz, „'s ging nit anders; wie ich oben zum Dorfe 'reinfuhr, kam Schulzen's Knecht schon hinter mir d'rein, ich sollt gleich zum Schulzen kommen, ließ er mir befehlen, die Herren von Gotha wären da — und wie ich kaum ausgespannt hatte, kam der Schulz schon selber — 's soll morgen von wegen dem Pfarr gered't werden, und da haben wir erst mit einander das und das besprechen gemußt. Also sei nit bös, Mädel!“

Die Marie entwand sich seinen Armen. „Christoph!“ sagte sie und sah ihm ängstlich in's Gesicht, „wie ist es gegangen, gut oder schlecht? sag mir's nur gleich heraus; ich hab eine gewaltige Angst ausgestanden! Hast du kei Unglück gehabt, ist nichts Uebels passirt?“

„Unglück?“ fragte der Häsler verwundert; „ich wüßte nit; warum soll denn was passirt sein? — O je!“ lachte er mit einem Male auf, o du Mädel! meinst du von wegen der Hochzeit? Nu hab nur kei Kummer,“ sagte er und zog sie an seine Brust, „was meinst du, Marie'l, hab ich den Brautstab mitgebracht?“

„Christoph,“ sprach das Mädel und wand sich von Neuem los, „du bist brav, aber so mein ich's nit. 's ist schlimm gegangen, wie du fort gewesen bist, Mutter hat auf den Tod gelegen, und der Pfarr hat uns gedrangsalt —!“

„Der Pfarr?“ fuhr der Häsler in die Höhe.

„Komm mit 'rein," sagte die Marie und sah sich scheu um, „ich muß dir's erzählen, sonst hab ich keine Ruhe nit. Aber nit hier haußen!" —

Eine Stunde darauf ging der Häsler hastigen Schrittes durch's Dorf, holte den Schulzen aus der Schenke, und schritt mit dem einmal um das andere mit der Faust durch die Luft fahrend, in's Freie hinaus. — —

Den andern Morgen war die Schenke dickvoll Menschen, die die Neugierde hergetrieben hatte. In der Oberstube waren die Herren aus Gotha, und eben kam der Schulze mit dem Häsler, dem Hannjörg und Fünfen der Angesehensten aus dem Dorfe durch die Hausflur gegangen. Sie waren sämmtlich vorgeladen. Der Pfarrer war schon seit drei Wochen krank.

„Schulz," sagte Matthes, der die Treppe herab kam, „laß die Hitze oben weg, denk, daß 's welche von der Regierung sind; treibt's nit zu arg!"

„So weit's gut thut, brauchst keine Angst für deine Gäste zu haben!" lachte der Schulze, „was sie hören müssen, hören sie doch!" —

Vorweg der Schulze, die Andern einzeln, im langen Zuge, traten sie in die Stube, grüßten herzhaft und blieben an der Thüre stehen. Hinter dem Tische saßen die beiden Commissäre, daneben ein Schreiber. Der Eine erhob sich beim Eintreten der Männer, dankte auf jeden Gruß und ging dann auf den Schulzen zu. „Herr Schulze," sagte er, „Sie wissen ja wohl, weshalb wir hierher gekommen sind, und haben's wohl auch den Andern mitgetheilt!

„Ja, das wissen wir," erwiederte der Schulze, „'s ist von wegen der Sache mit dem Pfarr."

„Und da hoff ich," fuhr der Commissär fort, „daß wir mit einander ordentlich reden werden und daß Jeder einsieht, daß es bei dem Hader und Zank nicht bleiben kann, daß wir uns mit einander ver-

ständigen müssen, und daß Jeder sein Bestes thun wird, um die Sache in Frieden beizulegen."

„Nu!" sagte der Häsler, „reden können wir ja schon, 's wird aber wohl nit viel helfen!"

Der Commissär hinter dem Tische machte eine ungeduldige Bewegung; der Erste aber wandte sich gleichmüthig zum Schulzen und sagte: „Erzählen Sie mir doch einmal, wie die ganze Sache eigentlich so weit gekommen ist."

„He!" sagte der Schulze mit einem halben Lächeln, „was ist da zu erzählen, wir haben ja die ganze Sache zweimal eingereicht, Sie werden's so gut wissen wie ich. Der Häsler hat schon Recht, 's Reden wird nit viel nützen; geben Sie uns einen andern Pfarrer, da ist die Sache gleich zu Ende!"

„Lassen Sie mich einmal, Herr College!" fing der hinter dem Tische an, „mit den Leuten muß anders geredet werden." Und damit stand er von seinem Stuhle auf, zog die Stirne und die Augenbraunen zusammen und ließ die Augen wie Blitze über die versammelten Männer laufen. „Es hat in Güte versucht werden sollen," begann er mit starker Stimme, „die Ordnung im Dorfe wieder herzustellen, aber es scheint, als ob der böse Wille, die Hartnäckigkeit, der Ungehorsam uns unser Amt schwer machen wollen; ich erinnere Jeden bei Zeiten an seine Pflicht, an den Gehorsam gegen die Regierung. Wir stehen hier an der Stelle derselben da, wir verlangen die Unterwürfigkeit, die jeder gute Unterthan ihren Beschlüssen und den Gesetzen schuldig ist und werden Jeden, der sich böswillig dagegen auflehnt, dafür ansehen. Die Wirthschaft, wie sie jetzt im Dorfe bestanden, darf nicht länger fortdauern. Der Pfarrer ist von der hohen Regierung eingesetzt, die Gemeinde muß mit ihm gut hinkommen und das wird auch geschehen, sobald nicht von Einzelnen der Streit vom Zaune gebrochen wird, wenn sich nicht Einzelne ein Geschäft daraus machen, die Gemüther aufzuhetzen, wenn nur Jeder Frieden halten will. — Sie gehören hier

zu den Angesehensten im Orte, Ihr Beispiel wird wirken und ich frage jetzt im Namen der Regierung, die sich nur Gutes von Ihnen versieht: Wollen Sie Ruhe halten, wie es ordentlichen Unterthanen geziemt, sich vertragen mit Ihrem Geistlichen und friedlich in Ihre Kirche gehen, oder wollen Sie als böswillige Hetzer, als Unzufriedene, als Krakeelmacher angesehen werden?: — Ich verlange Antwort!"

Da trat der Schulze langsam vor und stützte sich mit der Faust auf den Tisch. Sein ganzes Gesicht war roth. „Herr Regierungsrath," begann er, „meine Meinung und Antwort will ich Ihnen sagen. Wie ich noch ein dummer Junge war, hab ich schon das Gebot von der christlichen Liebe gelernt. Das muß also auch der Pfarr wissen, er muß die christliche Liebe predigen, muß ermahnen zur Eintracht, zum Mitleiden, zur Barmherzigkeit, muß zum Frieden helfen in der Gemeinde, denn es heißt: die Liebe ist das erste und vornehmste Gebot. Mit dem Reden ist es aber nit allein gethan, er muß selber mit dem Beispiel vorweg gehen, daß die Leut nit blos hören, sondern auch sehen, daß sie Vertrauen zu ihm haben und nach seiner Lehre thun. Der Pfarr hat aber noch mehr von Gottes Wort studirt und soll damit die Armen trösten und die Kranken erquicken und den Furchtsamen beistehen, daß die Leut wissen, wo sie Trost und Hülfe finden, wenn sie Angst haben in ihrem Gemüth. Das soll der Pfarr Alles thun, davor ist er Pfarr und sonst brauchten wir'n nit! — Wenn aber Einer," fuhr er fort und richtete sich höher auf, „das Wort Gottes verschachert und verhandelt wie ein Jud, wenn er den Leuten ihr sauer verdientes Geld abnimmt und lieber dem armen Menschen das Hemde auszieht, als daß er einen Dreier fahren läßt, so ist er kei Pfarr, sondern ei Schinder, ei Leuteschinder nämlich; und wenn so Einer nit einmal das Gebot von der christlichen Liebe kennt, sich auf die Kanzel hinstellt und die Leute schimpft und verflucht und widereinanderhetzt, so ist er wieder kei Pfarr, sondern ei nichtsnutziger Krakeelmacher, der acht Tage in's Loch gehört, bis er Frieden hält. Und wenn zu dem kei Mensch ei Zutrauen hat, wenn zu dem Keins in

die Kirch geht, weil sich keins am lieben Sonntag zu Schand ärgern und aushunzen lassen will, wenn da die Leut lieber ins andere Dorf gehen und sich erbauen, als daß sie Fluchen und Toben anhören, so sind's keine böswillige Hetzer nit, und keine Unzufriedene und keine Krakeelmacher, sondern ganz ruhige vernünftige Leute!"

„Herr Schulze!" fiel ihm der Commissär scharf in die Rede, „Sie führen eine kecke Sprache! Sie treten den Wünschen der Regierung schroff entgegen und sollten der Erste sein, der denselben die Hand böte. Ich muß das zu Protokoll nehmen lassen. Der Pfarrer liegt noch jetzt krank darnieder, aus Aerger über Ihr Verfahren, und wenn ich Ihr jetziges Auftreten uns gegenüber in Betracht ziehe, so kann ich mir schon ein Urtheil über den ganzen Hergang bilden!"

„Was ich gesprochen hab," sagte der Schulze, „hab ich vor meine eigene Person gesprochen und dabei bleibe ich. Als Schulz hab ich gethan, was ich gemußt, ich hab die Ordnung erhalten und den Krakeel verhüt't, das Andere hab ich vor mir selber zu verantworten, und wenn ich noch zehnmal mehr als Schulz wär, und wenn der Herzog selber dahier stünd, würd' ich nit anders reden, als wie mir's um's Herz ist, und wie sich's für Jeden gehört, der kei Waschlappen und kei Schuhwisch ist! Das ist meine Meinung, die können Sie aufschreiben lassen, wenn Sie wollen!"

„Hä!" fing der Häsler an, „wenn's einmal an's Aufschreiben geht, da wollt ich auch noch was sagen, von wegen des Pfarr's Krankheit."

„Was ist's?" wand sich der Commissär finster nach ihm hin, „gehört's hierzu?"

„Na jä, ich mein's, lassen Sie's nur hinschreiben. Drei Wochen sind's her, ich war mit dem Fuhrwerk fort, da wurde die Mutter von meiner Marie sterbenskrank. Die Marie ist aber mei Schatz, daß Sie's wissen, und ich will nächster Tage 's Aufgebot bestellen."

„Ich bitte noch einmal, Alles, was nicht hergehört, weg zu lassen!“ unterbrach ihn der Regierungsrath.

„'s gehört Alles daher, 's ist schon richtig,“ antwortete der Häsler. „Also die Mutter von meiner Marie wird die eine Nacht krank und meint, alle Augenblick müßt's Ende kommen. Mei Marie holt in aller Geschwindigkeit den Barbier, und schickt auch Einen fort zum Doctor. Der wohnt aber zwei Stunden weg, und wie's nu immer schlimmer wird, läuft sie in ihrer Angst zum Pfarr und meint, der soll's mit seinem Trost und Zuspruch besser machen. Der Pfarr kommt richtig, setzt sich an's Bette und wie er die Frau so erbärmlich da liegen sieht, daß man denkt, sie muß gleich den letzten Schnapp thun, fängt er an zu reden: Das sei der Lohn von den Sünden und so würde es Allen ergehen, die sich nicht bekehrten bei Zeiten; sie solle in sich gehen und bereuen, ehe 's zu spät wäre. Ihre Marie wäre mit mir versprochen; daß sie das aber zugegeben habe, wäre so schlimm wie die größte Todsünde; ich wäre ein Gottesläugner, ein Kirchenschänder und wer weiß was noch Alles, ich wär verdammt bis in alle Ewigkeit und könne nimmermehr Gnade erlangen. Wenn sie das nit noch jetzt auf ihrem Todtenbette anders mache, könne er sie nit tröſten und nit einsegnen, müsse sie dahin fahren lassen in ihrer Verstocktheit zur ewigen Verdammniß. Die Frau wind't sich in ihrem Bette jämmerlich, und kann kei Wort mehr reden, der Pfarr aber setzt ihr von Frischem zu, bis mei Marie, die erst nit gewußt hat, soll sie jammern oder schreien oder vor Schrecken in die Erde sinken, zu sich selber kommt und auf ihn 'neinfahrt, das Maul gehörig aufreißt und ihm sagt, was er hören muß. Der Pfarr aber wär doch nit gegangen, wenn der Mutter nicht auf einmal der Odem stillgestanden wäre, daß die Marie denkt, sie ist schon 'nübergefahren, und aufschreit, der Pfarr habe sie todtgemacht, das wolle sie morgen durch's ganze Dorf schreien, und sich auf ihre Mutter d'rauf wirft und heult und sich wie ganz trostlos bethut. Da wird's dem Pfarr doch schwül, er macht, so fix er nur

kann, daß er davon kommt, läuft aus der Thüre 'raus, gerade fort und mitten in'n Mühlgraben 'nein. Wie er da d'rin liegt, kriegt er erst wieder ordentliche Besinnung, rappelt sich 'raus und geht heim. Den andern Tag hat er von dem Schrecken und der Verkältung 's Fieber. Nu wissen Sie's und nu können Sie's mit hinschreiben, wovon der Pfarr seine Krankheit hat."

Der Commissär sah den Häsler finster an. „Ist die Sache wahr und ist nicht vielleicht etwas anders?"

„'s ist richtig bis auf's Tippelchen, da können Sie die Marie und ihre Mutter selber fragen."

„Die Frau ist also nicht gestorben?"

„Ne, sonst würd sie wohl nit mehr reden können; der Doctor hat sie davon gebracht, hat aber gemeint, wenn so was nur noch ein einziges Mal gekommen wär, hätt er ihr nit vom Tode helfen gekonnt!"

Der Regierungsrath sah seinen Collegen an. Der zuckte die Achseln.

„Und Sie Andere," begann der Erste wieder, „Sie wollen auch nicht der Gemeinde mit gutem Beispiele vorweg gehen?"

„Ich mein's, wie's der Schulz gesagt hat!" antwortete Einer, „und wer's anders will, kann's sagen!"

„Ich hab mit dem Pfarr nichts mehr zu schaffen!" sagte der Hannjörg und die Andern schüttelten die Köpfe.

Die beiden Räthe traten an's Fenster und nach kurzem Zwiegespräch sagte der Letzte: Sie können mit einander gehen, das Weitere werden sie erfahren!"

„Die haben genug, sie kommen nit wieder!" sagte der Häsler, wie er durch die Hausflur ging, zu einem Kameraden und ging mit den Uebrigen zur Schenke hinaus; hinter ihnen her aber strömte, was nur d'rin gewesen war. Jeder suchte an einen der Vorgeladenen heranzu-

kommen und am Abend war kein Wort mehr, was gesprochen wurde, das nicht in aller Mund gewesen wäre. — —

Acht Tage darauf sagte der Schullehrer herum: so lange der Pfarr krank sei, werde einen Sonntag um den andern der Pfarr aus Taberz predigen, die Leut sollten wieder in die Kirch kommen. — Der Pfarrer aber wurde von dem Tage, wo die Commissäre da gewesen, kränker und kränker, die alte Liesel erzählte, es sei ein Gallenfieber zu der andern Krankheit gekommen und der Doctor gebe nit viel Hoffnung. — Vier Wochen waren noch nicht vergangen, da lief die Botschaft von seinem Tode durch's Dorf, und gerade denselben Tag, wo der Häsler Hochzeit machte, trugen sie den Pfarrer still auf den Gottesacker hinaus.

III.

Aus dem schlesischen Gebirge.

Es war Freitag vor Pfingsten. Ein reiner goldgesäumter Abendhimmel spannte sich über das Gebirge. Allen seinen Gefährten vorausgeeilt, blickte schon der Abendstern flimmernd auf die ruhende Landschaft hernieder, über welcher einschläfernd unbewegt die laue Luft ruhte.

Auf dem Fußwege, der nach dem langen Dorfe im Grunde führte, schritten zwei Gestalten hinab; ein feiner junger Mann mit Sporen und Reitpeitsche, zu seiner rechten Seite eine junge Dame in eleganter Sommertracht.

„Seien Sie ernsthaft, Cousine," sprach der Letztere bittend, „die Gesellschaft ist uns bereits auf den Fersen, und wenn jetzt nicht, finde ich sobald keine ungestörte Minute zu dem wieder, was ich Ihnen sagen muß!"

„Wollen Sie mir ein Geheimniß entdecken, Vetter?" fragte sie lachend, „beginnen sie, ich werde erschrecklich ernsthaft sein!"

„Sie quälen mich, geflissentlich, aber ich werde mir den Augenblick nicht rauben lassen. Clara, zu alle den prachtvollen Gaben, die Ihnen heute an Ihrem Ehrentage geworden, möchte ich noch eine legen. Sie wissen es längst, entscheiden Sie, ob sie Werth für Sie hat, Clara — mein Herz und meine Hand!" —

Er war stehen geblieben und faßte ihre Hand; sie aber entzog sie ihm leise und schritt weiter.

„Haben Sie denn wirklich ein Herz, Vetter?“ fragte sie nach einer Weile und sah in das sich vor ihnen öffnende Dorf hinein, wo überall aus den kleinen Fenstern schon die Lichter blinkten.

„Ob ich ein Herz habe?“ entgegnete er, von ihrem Tone betroffen, „daran zweifeln Sie, Clara?“

„Horchen Sie einmal!“ rief sie und hielt ihre Schritte an, „das ist eine merkwürdige Melodie!

Der letzte Bergvorsprung, dicht an den ersten Häusern, lag vor ihnen und dahinter klang es, monoton wie das Lied eines Leiermannes, hervor:

„Armer Conrad, webe zu,
Ohne Rast und ohne Ruh,
Hungersleben, Noth genug;
Webst die Kraft aus deinem Arm,
Webst dir doch, daß Gott erbarm',
Nur dein eigen Leichentuch!“

„Vermaledeites Pack!“ brummte der feine Mann ärgerlich. — „Kommen Sie, Cousine, es ist wahrscheinlich Einer von dem Webervolke, der seinen Lohn vertrunken hat und sich nun, statt zu arbeiten, in elegische Klagen ergießt!“ fuhr er spottend fort. „Kommen Sie, diese Menschen sind frecher als Sie glauben, und es sollte mir um Ihretwillen leid thun, wenn wir uns hier einer unangenehmen Begegnung aussetzten.“

Das Mädchen warf einen ernsten Blick auf ihren Begleiter und schritt vorwärts.

Kurz vor dem Eingange in den Ort stand ein Bursche in der dürftigsten Kleidung, und ließ gesenkten Hauptes das Paar an sich vorübergehen; der Herr klatschte mit der Reitpeitsche, Clara aber ließ lange den Blick auf den Zügen des Dastehenden ruhen.

„Der Mann folgt uns,“ sprach sie nach einer Weile, „er hat vielleicht ein Anliegen, wollen Sie ihn nicht anhören? Es ist auch wohl besser, wir erwarten jetzt das Nachkommen der Uebrigen.“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl!“ erwiederte der Angeredete, sonst gäbe ich dem Unverschämten eine Lection. Ihr weiches Herz hat freilich keinen Begriff von der Zucht, die man halten muß, wenn man ruhig leben und bestehen will. — „Will Er Etwas?“ wandte er sich barsch an den Nachfolgenden.

Der Bursche kam heran. „Lieber Herr,“ begann er in bittendem Tone, „ich wollte nicht wieder kommen und Vorschuß betteln, aber wir haben halt seit gestriges Tags kein Brinkel zu essen im Haus, und wenn der alte Rake und's Mädel und ich und die Kinderle nicht verhungern sollen, müssen Sie mir ein klein Vorschußzettele geben. Ich hab's nicht thun wollen, aber ich hab den Jammer und die Noth nicht mehr mit ansehen können.“

„Sehen Sie, Cousine, so geht's!“ wandte sich der junge Fabrikherr an seine Begleiterin. „Diese Menschen haben schon mehr Vorschuß, als sie in ihrem ganzen Leben wieder abarbeiten können. Wir sind viel zu gut gewesen, nun wird es als ein Muß gefordert. Jetzt gebe ich auf's Neue eine Vorschußanweisung, die ist heute Abend zum größten Theile vertrunken und in einigen Tagen geht das Lamento von Neuem los. Morgen könnt ihr eure Arbeit abliefern und erhaltet Geld, jetzt gebe ich nichts!“

Damit wandte er sich ab, und bot seiner Begleiterin den Arm; aber mit zwei Schritten hatte ihm der junge Weber den Weg vertreten.

„Herr,“ sprach er und sein Gesicht war finster geworden, seine Stimme zitterte und mit den vor der Brust gefalteten Händen schien er die innere Aufregung zurückdrängen zu wollen; „Herr, 's sind drei Jahr, daß ich kein Tröppel Schnaps über die Zunge gebracht habe und wenn's Elend die alte Raken nicht darniedergeworfen hätte, wo's Geld kostete und immer Geld, bis wir sie 'nausgelegt haben in die stille Bucht, wenn Sie barmherziger gewesen wären und uns 's liebe Brod und die Erdtoffeln nicht so hoch angerechnet hätten, wir wären halt

nicht so weit im Vorschuß 'neingekommen. Und wenn's Elend nun nicht gar so groß wär, ich hätt' mich nicht hergestellt und Sie abgewartet! Herr, geben Sie mir ein Zettele, ich will ja halt nur ein klein Tüchel Erdtoffeln, geben Sie mir's, lieber Herr, Sie müssen barmherzig sein, ich kann nicht eher fortgehen!"

In das Gesicht des Fabrikherrn war die helle Zornröthe geschossen. „Ertrotzen will Er es?" brach er los und hob die Reitpeitsche, „aus dem Wege, niederträchtiger Lump!"

„Schlagen Sie zu," sprach der Weber und senkte den Kopf, „aber geben Sie mir was für die derheime!"

„Alfred!" rief jetzt die Dame und hielt den aufgehobenen Arm ihres Begleiters zurück, „haben Sie denn wirklich kein Herz?"

„Aber liebe, beste Clara!" entgegnete er, halb ärgerlich, halb überwunden von ihrer vertrauten Anrede, soll ich denn dem Unverschämten etwas erzwingen lassen? Glauben Sie denn, er würde mir meine Bereitwilligkeit Dank wissen? Morgen früh hätte ich meine ganze Webergesellschaft über dem Halse und da die Jeremiaden nichts mehr helfen, würde es nach dem jetzigen Auftritte Drohungen geben. Ich zwinge ja Niemand für mich zu arbeiten, können die Leute bei dem Lohne nicht auskommen, so mögen sie wo anders hingehen, ich kann mich aber doch nicht für sie zum armen Manne machen?"

„Das ist kein Trotz, das ist die helle Verzweiflung," sagte Clara leise, „er will ja nur die trockenen Kartoffeln! Geben Sie ihm, mir zur Liebe, etwas; es würde mich den ganzen Abend verstimmen, wenn ich in unserem Ueberflusse an den abgewiesenen Hungernden denken müßte."

„Ich bringe Ihnen heute gern Alles zum Opfer, selbst meine Ueberzeugung," sprach er, ihre Hand drückend. „Geh' Er voran," rief er dem jungen Weber zu, „und wart' Er an der Thür. Dank Er's aber nur der Dame, wenn ich Ihm statt einer verdienten Züchtigung seinen Willen thue! — Könnten Sie," fuhr er gegen Clara gewendet

fort, „so ganz die Verhältnisse durchschauen, Sie würden mich anders beurtheilen, als Sie es vielleicht thun. Will der Kaufmann, der Fabrikant, gleichen Schritt mit der Zeit halten, so muß er hart sein, hart wie Eisen. Ist er es nicht, so sind es seine Concurrenten, er wird überflügelt und geht zu Grunde. Das weiche Frauenherz mag das freilich oft nicht fassen können. — Jetzt kommen Sie, liebe Clara, die Gesellschaft wird schon lange auf einem anderen Wege zurückgekehrt sein!"

„Lächelnde Gesichter, leise Neckereien empfingen in dem glänzend erleuchteten, mit allem Luxus ausgestatteten Salon des großen Fabrikgebäudes die Heimkehrenden, deren bereits die mit üppiger Verschwendung angeordnete Tafel harrte. Mit leuchtendem Gesichte führte nach kurzer Zögerung der junge Fabrikherr die schöne Clara zu Tische, bald knallten die Champagnerpfropfen und unter lautem Jubel erklang der Toast zum Wohle der reizenden Tageskönigin. —

Der junge Weber schritt, seinen Zettel in der Hand, in eines jener Etablissements, die von der Spekulation des Fabrikherrn gegründet, dem Arbeiter gegen eine Anweisung des Besitzers alle Lebensbedürfnisse boten. Hier raubten die Wucherpreise, die als Vorschuß notirt wurden, dem Armen die letzte Möglichkeit einer Aufhülfe, und der reiche Fabrikant scheute sich nicht, noch von dem Hunger seiner zu Boden getretenen Arbeiter zu profitiren.

Da, wo eine der mittleren Seitenstraßen des Dorfs sich nach den Bergen zu öffnet, stand ein niederes Häuschen. Die beiden Fenster darin waren an mehreren Stellen mit Papier verklebt; wo aber die kleinen Glasscheiben noch unversehrt waren, glänzten sie hell und blank

geputzt und ließen den Lichtschein aus der Stube ungehindert auf die Straße fallen. Trat man durch die niedere Hausthür ein, so zeigte sich eine Art Hausflur, eben nicht breiter als die Thüre selbst; der Boden von festgetretener Erde, aber sauber gefegt, die Wände und Decke von Lehm und rohen Balken. Links führte eine wandelbare Thür in den einzig bewohnbaren Raum. Ein Webestuhl nahm ziemlich die Hälfte desselben ein, eine zerbrechliche Bettstelle zum Theil mit Stroh und einer vielfach ausgebesserten, dürftigen Decke angefüllt, ein roher Tisch und zwei Holzschemel bildeten die übrige Ausstattung und ließen kaum den beiden Kindern, die emsig am Spulrade beschäftigt waren, Raum zu ihrer Arbeit.

Hinter dem klappenden Webestuhle saß eine jener Gestalten, deren Alter sich so schwer bestimmen läßt. Ein hektisches, bleiches Gesicht, von dünnen Haaren umweht, eingefallene Backen und die Furchen des Grams um Mund und Stirne eingefressen, mit glanzlosem nichtssagenden Auge das rastlose Webeschiffchen verfolgend.

Hart neben dem Stuhle, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, hatte eine weibliche Gestalt ihren Platz genommen, und nähte an einem Stück alter Wäsche. Ihre Kleidung war armselig, aber ganz und rein, das Haar glatt gekämmt und am Hinterkopfe in Flechten aufgesteckt. Das Oellicht, am Webestuhl hängend, verbreitete nur eine rothe, trübe Hellung in der Stube und sie mußte den Kopf tief auf ihre Arbeit herabbeugen, um das Nöthige zu erkennen.

„Hannel, sagte jetzt der kleine Junge am Spulrade, die Zeit wahrnehmend, wo der Weber innehielt, um einen zerrissenen Faden anzuknüpfen, „hast du nicht ein Bissel Brod? mich hungert gar sehr!“

„Schon wieder Hunger, Heinerle?“ fragte die Angeredete, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, „hast doch heut schon gegessen?“

„Ach, Hannel, ein klein, klein Brinkel den ganzen Tag, und Liesel auch!“

„Warte, mein Tockel, wenn a Wilm die Erdtoffeln bringt, dernach giebt's was!"

„Aber, Hannel, wenn er sie nicht bringt?"

„Nu, da flennst du nicht, legst dich als ein gut Jungel in's Bette und bitt'st den lieben Gott, daß er uns morgen was bescheert!" Sie bog sich tiefer auf ihre Nätherei und schien ein Zittern ihrer Stimme vergebens unterdrücken zu wollen.

„Aber, Hannel, ich habe hinte so gar großen Hunger, gieb mir doch ein klein Wing, ich will dernach auf lange, lange nichts mehr haben!"

„Und ich auch!" jammerte die kleine Liesel und wischte sich die thränenden Augen.

Das Mädchen verbarg einen tiefaufsteigenden Seufzer und sah verstohlen nach dem Weber hinauf; als dieser aber nur einen trüben, gleichmüthigen Blick über die Gruppe schweifen ließ und sodann seine Arbeit wieder begann, stand sie hastig auf, öffnete das Fenster und sah in die dunkle Nacht hinaus. Heinerle folgte ihr mit den Augen, ließ dann das Köpfchen hängen und setzte sein Spulrad wieder langsam in Bewegung. Das eintönige Schnurren und das Klappen des Webestuhls unterbrachen wieder allein die Stille.

Das Mädchen am Fenster sah, die Hände auf die Brust gepreßt, hinab nach dem großen Fabrikhause, auf welches die kurze Seitenstraße stieß. Dort strahlte die ganze erste Etage in heller Erleuchtung, dann und wann stahlen sich einzelne Töne, bald Musik, bald heller Jubel bis zu ihrem Ohre; um ihren Mund zuckte es wie heißes bitteres Wehe und zwei große, schwere Thränen rangen sich mühsam unter den Wimpern hervor. Sie wandte die Augen weg und blickte hinauf in den wolkenlosen, sternbesäeten Nachthimmel, fester drückte sie die gefalteten Hände gegen das Herz, Thräne auf Thräne entquoll ihrem Auge, bis die gepreßte Qual sich unaufhaltsam Bahn brach und sie, den Kopf gegen die Fensterbekleidung gelehnt, dastand im leisen schluchzenden

Weinen, als könne sie es nimmer enden, als müsse sich das ganze gepeinigte Herz in bittere Thränen auflösen.

„Hannel!" sagte eine unterdrückte Stimme außerhalb des Fensters, „Hannel!" wiederholte es und der Weberbursche faßte mit heftigem Drucke ihre Hand, und als nun das Licht auf sein Gesicht fiel, sah man, wie er mit einem so ingrimmigen, Gott anklagenden Schmerze in ihre nassen Augen blickte, daß die Thränen des Mädchens im Nu stockten und sie, ein Lächeln versuchend, mit beiden Händen über sein Gesicht strich, als wollte sie den Ausdruck der Seelenpein daraus verwischen.

„Laß's gut sein, Wilm," sagte sie dann und trocknete sich mit der Schürze die Augen, „gelt, 's ist recht dumm, wenn ich flenne und's thut dir weh? Ich dachte halt an meine Mutter!"

„Belüg' mich nit, Hannel!" sagte der Bursche, „deine Mutter ist todt, und braucht sich nicht mehr knergeln und ädern zu lassen, braucht den Jammer nicht mehr mit anzusehen; wär'n wir's doch auch! Aber dir frißt 's Elend und die Noth am Herzen, und wenn ich die Troppen auf deinen Backen seh', will mir's die Seele aus dem Leibe reißen, daß ich nicht helfen kann. Bist von Brassel*) weggegangen, wo du's gut hattest, um derheime anzupacken, wie deine Mutter vor Angst und Jammer gestorben war und mir pupperte 's Herz vor Freude, wie ich dich mit deinen rothen Backen sah und wie du mir so treu geblieben. Nun bist du 'neingekommen in's Elend und die Freude ist bald alle geworden; die Zähren haben die rothen Backen weggebeizt und die hellen Augen trübe gemacht; hast mit uns müssen hungrig zu Bette gehen, wie wir uns auch zerarbeitet haben — und je schlimmer es geworden ist, je mehr hast du dich zergrämt, das hast du zum Lohne gehabt. Und ich habe zum Himmel 'nauf geschrieen und's ist mir gewesen, als müßte der Verstand dervon gehen, aber der Himmel, Sonne, Mond und Sterne haben mich angelacht, als wollten sie mich aushuzen, und's ist nur schlimmer geworden. Sieh, Hannel, kann's denn

*) Breslau.

nur einen Gott im Himmel geben? Er könnt's ja nicht über's Herz bringen, uns verhungern zu lassen. Ist deine Mutter nicht vor Gram über's Elend ihrer Kinder d'rauf gegangen und könnte der Herrgott, der doch viel besser sein müßte als die Menschen, den Jammer seiner schlesingschen Kinder so mit ansehen, da 's ihm doch halt nur ein Wort kost'te, zu helfen? 's kann keinen geben!" rief er mit überfluthendem Ingrimme aus und ballte die Fäuste, „er hätte die Lasterdärme, die Blutegel da oben, die uns ädern, 's Blut abzapfen, bis wir todt sind und sich dermit frätzen und dicke thun, schon lange derniedergeschlagen in seinem Zorne!"

„Wilm, Wilm, sprich nit so!" rief das Mädchen ängstlich, „versündige dich nicht an unserm Herrgott droben, komm 'rein! Du hast wohl — nichts? setzte sie stockend hinzu.

„Doch, Hannel!" erwiederte er und ließ die Augen noch nicht los von dem erleuchteten Hause, „'s ist aber 's Letzte und nur wing; ich gehe nicht wieder hin und wennn's noch so schlimm wird!" Er ging nach der Hausthüre. Noch einmal sah er zurück. „Dort jolen und prassen sie in unserem Schweiße und Lebensmarke und wir möchten kreuschen und heulen!" Er biß die Zähne auf einander, daß sie knirschten. „Sind wir denn verflucht zu Hunger und Jammer? zum Arbeiten, daß der Saft aus den Knochen geht und zum elendigen Verderben? „Warum wir denn, und nicht auch die? Haben Sie's nicht mehr verdient, sind's nicht Tiger- und Pantherthiere, die Jedem von uns mit kaltem Blute 's Herz aus'm Leibe reißen? Und uns hilft Niemensch, kein Gott und kein König, denn die dort sind große Herren und wir sind elendiges, gemeines Volk!" Er senkte den Kopf und ging in das Haus, in seinem Blicke lag die Resignation der Ohnmacht, die selbst den Versuch zur Rettung aufgegeben.

Wie die hungrigen Thiere nach dem Wärter, so wandten sich die Köpfe Aller nach dem eintretenden Wilhelm und die wenigen Kartoffeln, die dieser in ein altes Tuch gebunden auf den Tisch legte.

„Da koch, Hannel!" sagte er düster und warf sich auf den leerstehenden Schemel daneben, „müssen halt zusehen, wie's langt!"

Der alte Weber hinter dem Stuhle hatte die Hände sinken lassen, den Kopf zurückgelehnt und wie in tiefer Ermattung die Augen geschlossen; die Kinder kauerten zusammen am Spulrade und ließen die Augen Hannen's Bewegungen folgen, welche eilig die Kartoffeln reinigte, dann den einzigen, bereits mit Drath eingebundenen Topf vom Sims über der Thüre langte, dürres Reisig zusammenbrach und im Kamin ein prasselndes Feuer anzündete. Wilhelm starrte vor sich hinbrütend zur Erde, und Alle hatten fast den Eintritt des Gemeindedieners überhört, der bereits auf den alten Weber zuschritt.

„Guten Abend, Rake!" sagte er, „schlaft Ihr? ich soll Euch was vom Schulzen sagen!"

Der Weber schlug langsam die Augen auf, sah den Sprechenden an und schloß sie wieder.

„Rake," begann der Gemeindediener von Neuem, „Ihr habt seit anderthalb Jahren keine Steuern bezahlt und der Schulze hat sie immer vorgeschossen, das wißt Ihr. Weil er aber nunmehr die Einnehmerstelle abgiebt, so muß er sein Geld eintreiben und er läßt Euch sagen, daß, wenn Ihr bis nach dem Feste nicht bezahlt hättet, er Euch den Exequier in's Haus schicken müßte, und wenn der Euch nichts abpfänden könnte, müßte Euer Häusel veranschlagt werden!"

Der Weber blieb regungslos in seiner Stellung; nur ein Zittern, das seinen ganzen Körper überlief, verrieth, daß er die Worte verstanden. Hanne, den gefüllten Topf in der Hand, stand, nachdem der Mann schon eine Weile geendet, noch immer den Blick starr auf seine Lippen geheftet, bleich wie die Wand da. Plötzlich schloß sie die Augen, der Topf entglitt ihrer Hand und fiel, in Scherben zerbrechend, zur Erde, daß das Wasser in weiter Fluth den Boden überschwemmte, schlaff sanken die Arme herab, und ohne Laut schlug

sie, mit dem Kopfe gegen die Mauer stürzend, hinten über. Der Weber schrack auf, sank wieder zurück und regte sich nicht, die Kinder schrieen; Wilhelm, der erst bei dem Falle des Topfes aus seinen düstern Träumereien in die Höhe gefahren war, warf einen verworrenen, zweifelnden Blick durch die Stube, mit einem Aufschrei des Schreckens aber sprang er, zu sich selbst kommend, nach dem zusammenbrechenden Mädchen.

„Hannel, Jesus, Hannel! was hast du denn?" Er warf sich auf die Knie neben sie, hob den Oberkörper empor und legte ihn in seine Arme. „Hannel, mein liebes Hannel, was ist denn geschehen? komm doch zu dir!" Er streichelte ihre Backen, er rief sie in steigender Angst mit allen Schmeichelnamen, er küßte den bleichen Mund, als müsse er ihr neues, heißes Leben einflößen; aber wie die Blume, vom tödtlichen Frost getroffen, ließ sie das Haupt machtlos auf die Brust herabsinken. — Da traf sein rathlos aufschauendes Auge den Gemeindediener, der von der stürmisch einbrechenden Wirkung seiner Worte noch immer halb verblüfft, halb erschrocken dastand; langsam lehnte Wilhelm den Körper des Mädchens an die Wand zurück, sein Blick unverwandt auf Jenem haftend, glühte auf, mit einem Ruck sprang er vom Boden und packte die Schultern des Mannes, daß dieser von dem unerwarteten Angriffe fast in die Knie brach.

„Jeses, Mann, was wollt ihr denn?!" schrie der Unglücksbote auf und strebte umsonst, sich den krampfhaft geschlossenen Fäusten zu entwinden. Wilhelm wollte sprechen, die Stimme versagte ihm. „Nu, seid Ihr denn toll? Ihr zerbrecht mir die Knochen!" schrie Jener im vergebenen Widerstande, „laßt los! der Schulze will Euch ja 'rauswerfen lassen, ich doch nicht!"

Wilhelm sah ihm starr in's Gesicht. „Der Schulze? — 'rauswerfen lassen?" — seine Hände lösten sich, seine Arme glitten herab, er hatte mit einem Male Alles begriffen.

„Verdonnerter Kerl!" rief der Gemeindediener, schnell nach dem Ausgange springend, „du sollst mir's büßen!" Die Thüre schlug zu,

Wilhelm aber sank, als sei durch die gewaltige Anstrengung seine ganze Kraft erschöpft, auf den nebenstehenden Schemel. Erst nach einer Weile erhob er sich wieder, umfaßte sein ohnmächtiges Mädchen und trug sie nach dem Lager, dann setzte er sich daneben und sah ihr unverwandt in das bleiche, schmerzlich verzogene Gesicht.

„Stirb Hannel," sagte er leise, fast mehr für sich, „wache nicht wieder auf, ich komme dernach auch bald! Brauchst nicht mehr zu hungern und zu flennen, brauchst's nicht mit anzusehen, wie sie uns aus'm Hause schmeißen, wie wir an den Thüren betteln gehen, bis sie uns einmal todt finden, wie's Vieh auf'm freien Felde. Stirb, Hannel, ich mach's dernach auch nicht mehr lange! — Ach behüt's Gott!" schluchzte er plötzlich auf, „stirb nicht, Hannel, wach' auf, mein gut, lieb Mädel! Du gehst wieder nach Brassel und kriegst's gut; ich will den Webestuhl zusammenschlagen und will hacken und graben; ach mein Hannel, mein lieb Hannel, stirb doch nit, ich muß mich ja gleich daneben legen und auch sterben!" Er nahm sie wieder in seine Arme, er streichelte sie, er küßte sie und als ein leises Athmen das rückkehrende Leben verkündete, da unterdrückte er mühsam die ausbrechende Freude, als könne eine unvorsichtige Bewegung die schwache Lebensflamme wieder verlöschen, bis sie endlich mit einem leisen Seufzer die Augenlieder aufschlug.

Ihr erster Blick fiel in sein treues, bewegtes Auge; „guter Wilm!" sagte sie und legte noch matt den Kopf auf seine Schulter. Da schlug plötzlich die Erinnerung in ihr auf und sie zuckte empor wie vor dem Bisse einer giftigen Schlange.

„Sei still, Hannel!" sagte Wilhelm, der sie errieth, „laß sie nur kommen und's Häusel wegnehmen, was hilft's auch denn, wenn Ihr drin elendig verderben müßt? Ich hab mir was ausgedacht, da wird's besser, glaub' mir's, Hannel! Sei jetzt still, morgen will ich dir's verzählen!" aber sie war nicht ruhig; unstät, nur mit neu aufgelebter Angst durchlief ihr Auge die Stube.

Der Weber saß noch immer mit geschlossenen Augen, als hätte ihn keiner der Vorgänge berührt, hinter dem Webestuhle; in schwachen, regelmäßigen Athemzügen hob sich seine Brust — er war eingeschlafen. Neben dem Kamin, in welchem noch einzelne kleine Köhlchen glühten, saßen zusammen gekauert die Kinder. Als Hanna zusammengebrochen, als Wilhelm auf den Gemeindediener eingesprungen war, hatten sie sich erschrocken in den engen Raum, zwischen dem Webestuhle und der Wand geflüchtet; als aber der Schreckensbote das Haus verlassen, war zuerst Heinrich hervorgekrochen, hatte die zerstreut umherliegenden Kartoffeln auf ein Häufchen gesammelt und dann einen Theil derselben in die Kohlen geworfen; bald war auch Liesel gefolgt und jetzt suchten beide behutsam mit einem Reisholz die theils halb, theils völlig gerösteten Kartoffeln hervor, sie gierig verzehrend. Hieran blieb Hanna's Blick hängen, aber bald ließ sie in gänzlicher Körper- und Seelenerschöpfung den Kopf wieder auf Wilhelms Schulter sinken und in Kurzem war sie still, unbemerkt in seinen Armen entschlummert. Behutsam legte er sie auf das Lager zurück und schlich auf den Zeh en, damit er sie nicht wieder erwecke, zum Kamin. Er zündete neues Reisig darin an, theilte sodann die übrig gebliebenen Kartoffeln in drei gleiche Theile und warf, als das Feuer niedergebrannt war, zwei derselben in die Kohlen. Den dritten, für Hanna bestimmten, verwahrte er, in sein Tuch gebunden, sorgfältig auf dem Simse über der Thüre. Dann schritt er zum Webestuhl, nahm das Oellicht herab und beleuchtete die aufgespannte Arbeit. Das Leinwandstück war geschlossen und brauchte nur abgeschnitten zu werden. Leise rüttelte er den Weber wach. „Wollt Ihr ein paar Erdtoffeln?“ fragte er. Der Weber sah ihn erst eine Weile an, als müsse er sich besinnen. „Erdtoffeln? hast du noch welche?“ sprach er endlich und richtete sich auf, ich denke —!“ Er rieb sich die Stirn und kroch dann langsam hinter dem Stuhle vor.

„Still, a Hannel ist krank!“ ermahnte Wilhelm. Der Weber

sagte nichts, ließ nur den todten Blick über das Lager, so wie über die am Kamin entschlummerten Kinder gleiten, setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in seine beiden Hände. Bald war er wieder in eine stumpfe Apathie versunken, aus der ihn erst Wilhelm, der die wenigen Kartoffeln nebst einem Häufchen Salz auf den Tisch legte, weckte. Beide aßen, ohne ein Wort zu sprechen, der Weber heißhungrig. Beide hatten schon seit dem Morgen des Tages vorher keinen Bissen zu sich genommen.

Neben die schlummernde Hanna legte Wilhelm die kleine Liesel, bog sich noch einmal tief zu seinem Mädchen und nahm dann leise gute Nacht. Der Weber verriegelte hinter ihm die Hausthüre, weckte den kleinen Heinrich und suchte mit ihm die harte Ruhestätte unter dem Dache des Hauses. Wilhelm schritt die Straße hinab bis zu dem Hause, wo in einer engen Bodenkammer sein Webestuhl und sein ärmliches Lager stand. Hier blieb er einen Augenblick stehen, sah in den Nachthimmel hinauf und drückte dann beide geballte Fäuste vor die Stirn. „Giebt's denn nur kein Erbarmen und keine Hülfe!? nicht selt oben im Himmel, nicht unten auf der Erde? Aus dem Hause werfen! — und was dann dernach? Das will der König g'wiß nicht für seine paar Gröschel Steuern, der braucht sie nicht zum Brode wie wir; aber der weiß auch nichts von den elendigen Webern, bis zu dem ist es zu weit — und bis zum Herrgott 'nauf zu hoch!" — Er fühlte sich im Dunkeln hinauf zu seiner Kammer, aber der Schlaf floh ihn, wie so manche lange Nacht; Pläne und Entschlüsse durchkreuzten ihn im tollen Wirrwarr, bis eine erquickungslose Betäubung auf die übermüdete Seele sank.

Ueber dem Gebirge lag mit ihren funkelnden Sternen die stille, heilige Sommernacht, und der Fremde, der jetzt dort herniedergestiegen wäre, hätte wohl nicht geahnt, wie viel verzweifelte Menschenherzen der Gottesfrieden rings umher decke, für wie viele verweinte, einge-

sunkene Augen die Nacht seit Langem schon kein Schlummerlied mehr singe. — —

Es war Sonnabend Abend. Bleich und angegriffen saß Hanna am Tische, vor sich das Oellicht, denn der Webestuhl zu ihrer Seite war leer. Sie hatte ihre Nätherei in den Schooß sinken lassen und den Kopf in die Hand gestützt, bei jedem Tritte aber, der von außerhalb zu hören war, fuhr sie auf und schien gespannt zu horchen, immer aber wieder getäuscht und mit wachsender Besorgniß in ihre frühere Stellung zurücksinkend. Auf dem Bette schlief bereits die kleine Liesel, Heinerle, am Spulrade auf dem Boden sitzend, hatte den Kopf auf das Aermchen gelegt, verzehrte ein Stückchen Brod und schien mit seinen klugen Augen die Schwester zu beobachten. „Kommt der Vater und a Wilm noch nicht?“ fragte er nach einer Weile, als vorübergehende Schritte die Harrende von Neuem getäuscht hatten.

„Ach, weiß a lieber Gott, wo sie bleiben!“ seufzte Hanna, „der Vater noch gar nicht daheim gewesen und a Wilm schon seit'm Mittag weg!“ Da knarrte die Hausthüre auf, mit langsamen Schritten trat Wilhelm in die Stube. Er bot einen guten Abend, er fiel, ohne ein Wort zu sagen, auf den leerstehenden Schemel und schlug beide Hände vor das Gesicht. Hanna's tiefaufsteigendes „Gottlob“ erstickte im Schrecken. „Wilm!“ rief sie, am ganzen Körper zitternd, und ihre Arbeit fiel vom Schooße zur Erde, „Wilm, was ist dann g'schehen? Antworte doch, Jemersch, was hast d' denn!? wo ist denn der Vater?“

„Wilhelm ließ die Hände sinken und sein todtblasses, gänzlich erschlafftes Gesicht ließ es ihr eiskalt durch's Herz rieseln, „'s alle!“ sagte er tonlos und lehnte den Kopf mit halbgeschlossenen Augen an

die Wand, „geh wieder zu deiner Herrschaft nach Brassel, Hannel, so lange du noch fort kannst, thu' die Kinderle in's Waisenhaus, wir sind nun bald Alle todt!"

„Aber lieber, guter Wilm!" rief das Mädchen, sich mühsam von ihrem Sitze erhebend, mit einer Angst, die ihr fast die Stimme versagen ließ, „so red' doch nur, was ist denn g'scheh'n? red' doch nur ein Wörtel, ein klein Wörtel! Haben sie euch denn wieder vom Lohne abgezogen, wollen sie euch denn keine Arbeit mehr geben? Wilm!" rief sie und faßte seine beiden, eiskalten Hände, „Wilm, Jeses, Jeses, willst d' denn nit reden?" Und Wilhelm drückte ihre Hände in den seinigen, er richtete den Kopf auf und sah ihr lange mit todttrübem Blicke in das angstvolle Gesicht. „Setz dich hin, Hannel," sagte er endlich matt, „ich will dir's verzählen." Er stützte den Kopf auf den Arm und begann, in das Licht starrend, mit leiser eintöniger Stimme:

„Ich hab' vorhin oben gelegen im Walde, weiß nicht wie lange, und hab' gedacht, wo nur der Hergott sein müßte und's ist mir eingefallen, was der Pfarrer verzählt hat, wie ich noch ein klein Jungel gewesen bin, und da hab' ich's nu 'rausgekriegt. Wie a Adam mit seiner Eva gesündigt hat, hat der Herrgott Einen mit'm feurigen Schwerte geschickt und das ist der Teufel gewesen. Dem hat er die Herrschaft gegeben und hat sich nicht mehr um die Menschen bekümmert. Und da hat der Teufel die Reichen gemacht, weil kein Reicher in den Himmel kommt. Und er hat'n allesammt 's Herz ausgerissen, daß sie die Armen ädern müssen und daß sie kein Erbarmen haben, bis die sich in ihrem Elende versündigen oder bis sie sich ein Leid's anthun, daß er sie dernach auch hat. Ja, so ist's!" Er starrte fort in das trübe Licht, sein Auge glänzte jetzt fast wie das eines Irrsinnigen.

„Aber Wilm," rief das Mädchen bebend, „was hast d' denn im Walde gemacht, warum bist d' denn nicht hiehergekommen?"

Wilhelm antwortete nicht sogleich, als müsse er erst über die Frage nachdenken.

„Kannst du Heu essen, Hannel?“ erwiederte er dann. Das Mädchen starrte ihn an, es überlief sie fast ein Grauen vor seiner tonlosen verwirrten Rede.

„Nicht? nu sieh!“ sagte er und sah, den Kopf sinken lassend, vor sich hin.

Da sprang sie mit überströmenden Augen auf und umschlang ihn mit ihrer ganzen ausbrechenden Liebe und Angst. „Wilm, mein armer, guter Wilm, bist d' denn krank? willst d' deinem Mädel nicht verzählen, was dir geschehen ist? Bist d' denn mir nicht gut, Wilm?“ und als er ihre warme, von der Aufregung geröthete Wange an der seinigen fühlte, da preßte er die Lippen auf einander, als wollte er einen neu aufsteigenden Schmerz verbeißen. Plötzlich aber schlang er beide Arme um ihren Hals, verbarg seinen Kopf an ihrer Brust und brach in ein krampfhaftes Schluchzen und Weinen aus. Und Hanna drückte ihn fest an sich und ließ ihn, wie ein krankes Kind, an ihrem Herzen ausweinen; sie fühlte es, ohne es sich klar bewußt zu sein, daß das, was sie so entsetzlich an ihm geängstigt, nun gebrochen sein müsse. Bald richtete er auch den Kopf wieder empor und suchte sich gewaltsam zu ermannen. Hast du mich schon flennen und heulen gesehen, Hannel?“ sagte er, sich die Augen wischend, „'s ist aber alles umsonst.“

„Na, verzähle mir's nur erst, du hast's arnt zu arg genommen,“ sagte sie, leise tröstend, „paß auf, der liebe Gott hilft, wenn's halt am schlimmsten ist!“ Sie rückte ihren Schemel neben den seinigen und legte ihren Arm um seinen Nacken. Ihre Seele schien neue Kraft gewonnen zu haben, seitdem sie die Stütze des gebrochenen Liebsten werden sollte. Wilm aber schüttelte zu ihrer Rede traurig den Kopf. „Rede mir nicht vom Herrgott!“ sagte er, „der hätte uns schon lange helfen müssen, wenn er's gewollt hätte, nu ist's zu späte! — Ich habe oben im Walde gelegen, ach 's ist ein Wunder, daß ich wieder da bin. Ich will dir Alles sagen.“

„Wir gingen mit unserer Leinwand, dein Vater und ich, munter

in die Fabrik. Da stand nu schon Alles voll, und wartete auf den jungen Herrn. Die Leute waren dir gar erbärmlich anzuseh'n, Hunger im Gesichte, Hunger in den dürren Armen und Beinen, Hunger im ganzen Leibe, ich hatt's noch gar nicht so betracht't, wie heute. Und wie dein Vater d'runterstand und sich an die Wand lehnen mußte, weil er's lange Stehen nicht gewohnt ist, da sah er auch nicht anders aus und ich wohl auch nicht —! Da war Einer, der verzählte, daß seine Frau elendig krank derheime läge und daß er für seine fünf Kinder seit drei Tagen kein Brinkel zu beißen gehabt und Andere verzählten, und's war eben so viel Jammer und Elend und bei Manchem noch mehr; und ich dachte daran, daß sie euch aus'm Hause werfen wollten und ich kriegte eine Wuth —! Da kam der junge Herr mit den Andern und sie fingen an, mit ihren Gläsern die Leinwand zu beschauen, und wie der Mann d'ran kam mit den fünf Kindern, da fanden sie ein klein Fehlerl, machten den Stempel auf das Stück, daß es nichts taugt und warfen's zurück. Da zitterte der Mann und fiel um, nu hatte er für die derheime noch immer nichts zu essen. Und dein Vater neben mir zitterte auch und ich krallte die Fäuste zusammen. Nu kamen sie zu uns und beschauten und maßen die Leinwand. Sieh, Hannel, wir haben doch Jeder vierzehn Tage d'ran gearbeit't, und nu gaben sie uns Jeden zwölf Silbergroschen. Hannel, für vierzehn Tage, von früh bis in die Nacht, zwölf Silbergroschen! Und wie ich noch nicht wußte, was ich machen sollte, und neben mich sah und hinter mich, da war noch Keiner mit dem Gelde fortgegangen und Viele waren noch blässer geworden und Viele hatten auch die Hände zu Fäusten gemacht; und ich stellte mich gerade vor den jungen Herrn hin und sagte: Lieber Herr, sollen wir denn mit dem Gelde wieder vierzehn Tage leben, wir müssen doch halt unsere Zuthat bezahlen und dernach reicht's ja nicht halb zum lieben Brode. Hannel, da hat er mich angesehen und sein Gesicht hat sich verzogen, daß ich verschrocken gewesen bin."

„Denkt Er wieder was zu erzwingen?“ hat er geschrieen, „und ihr dahinter wohl auch? Freßt Heu, wenn's Brod so theuer ist, das ist billiger! Geduld nur, für vier Quarkschnitten sollt ihr noch arbeiten müssen, statt für zwölf Groschen!“ Hannel, da war's, als wären wir Alle darnieder geschlagen, wir gingen stille weg und den Mann mit den fünf Kindern und der kranken Frau trugen sie weg; ich dachte aber, ich müßte mich gleich auf die Erde legen und sterben. Wie ich nu deinen Vater sah, der kaum auf den Beinen stehen konnte, da dacht ich d'ran, was mir vergangene Nacht eingefallen war. „Rake,“ sagt' ich und that einen großen Schwur, „kein Schlag wird mehr gethan, wenn's nicht besser wird!“ Dein Vater nickte traurig mit dem Kopfe, als wär' ihm Alles recht. „Rake,“ sagt' ich, „jetzt geht ihr hin und eßt und trinkt einen Schnaps, daß ihr Kräfte kriegt und ich trage für a Hannel derweile mein Geld hin, dernach suchen wir andere Arbeit.“ Und so machten wir's und gingen zusammen zu a reichen Meier. Dem sagt' ich nu unser ganzes Elend, wie wir bei der Weberei allesammt verhungern müßten und bat ihn, uns andere Arbeit zu geben und wenn sie noch so gering wär'. Aber a Meier lachte und sagte, wenn wir Weber wären, müßten wir auch weben bis an's Ende, was anders wär' mit uns nicht anzufangen; so ließ er uns stehen. Ich dachte: a Meier ist ein donnersch schlechter Kerl, der uns in unserem Jammer noch aushutzt, und wir gingen weiter, Hannel, zum Einen, zum Andern, zum Dritten, zum Vierten und Niemensch wollte von dem Webervolke Einen zur Arbeit. Nu kamen wir zu a Bartlik, das war der Letzte. Wie uns der nu auch fortschicken wollte, da dacht' ich, 's Herz müßte mir stehen bleiben und ich sagte: Bartlik, helf mir Gott, ich muß mich halt bumfiedeln, *) wenn Ihr uns nicht nehmt! und verzählt' ihm, wie sie's heute in der Fabrik gespielt. Da sah er deinen Vater an und mich, und sagte:

---

*) Aufhängen.

„Probirts!“ Nu schickte er uns 'nauf in den Wald, da sollten wir mit den Andern Holz machen. Wir fingen an, 's war schwere Arbeit; ich ließ mir's aber nicht merken, wie sauer mir's wurde. Wie nun ein Viertelstündel vorbei ist, dreh' ich mich nach deinem Vater um, da steht er mit der Axt in der Hand und zittert am ganzen Leibe, und wie er sie wieder aufheben will, kann er's nicht. „'s geht nicht, Wilm,“ sagte er, und muß sich auf die Erde setzen. Wie's die Andern sahen, schickten sie ihn fort, und ich arbeitete alleine weiter. — Aber 's dauert nicht lange, da muß ich ausruh'n, und wie ich dernach wieder los schlage, daß 's die Andern nicht merken sollten, wird mir's grün und schwarz vor den Augen und die Axt fällt mir aus den Händen und ich muß mich an'n Baum halten, daß ich nicht umfalle. Da wollten sie mich auch fortschicken, aber ich meint's mit Gewalt zu zwingen und ich fange wieder an, und — Hannel, wie ich drei Schläge gethan habe, lieg ich auf den Erdboden und weiß von mir selber nichts. Dernach bin ich fortgegangen,“ fuhr er leiser fort und sah wieder auf einen Fleck vor sich nieder, „und wie ich's nu gemerkt habe, daß das 's Letzte gewesen ist, und wie ich nu an dich gedacht und an den Schulzen, habe ich mich hingeworfen und den Kopf vor die Erde geschlagen und in's Gras gebissen und's ist über mich gekommen immer weiter und immer weiter, und ich habe mich dervor gefürcht't und habe doch nicht gewußt, was es ist. Nu weiß ich's, Hannel, — 's war die Verrucktheit. Wenn die Holzhauer nicht gekommen wär'n, läg' ich noch immer oben, und sie hätten mich morgen eingefangen, wie einen tollen Hund!“

„Und wo ist denn nu der Vater?“ fragte das Mädchen, mühsam seine Erschütterung verbergend.

„Ich weiß nicht,“ versetzte er, „der ist im Elende alt geworden und spürt's nicht mehr so, er mag ärnt wo liegen und schlafen, brauchst keine Angst zu haben. Horch jetzt, Hannel,“ fuhr er fort und strich mit der Hand über sein Gesicht, „es wird schlimm, todtschlimm!

's Arbeiten auf'm Stuhle ist vergeblich, ich thue keinen Schlag mehr und dein Vater auch nicht; andere Arbeit können wir nicht thun, und wenn's Bissel Geld alle ist, haben wir nichts und kriegen nichts. Wenn's Fest vorbei ist, müssen wir aus dem Hause, und was dernach wird —! Du gehst wieder nach Brassel, Hannel, du kannst noch andere Arbeit thun, und wenn du hörst, daß ich gestorben bin und dein Vater auch, flenne nicht, darnach ist's besser für uns. Die Kinderle muß die Gemeinde erhalten, die verhungern nicht."

„Wilm," sagte das Mädchen, mühsam nach Kraft ringend, und den Arm von seinen Schultern nehmend, damit sie dessen Beben nicht verrathe, „ich soll fort, weil's an's Leben geht? Wilm!" rief sie, ihm die Entgegnung abschneidend, wer war's denn, der die ganze Familie Raken's mit erhalten hatte, wie die Noth so groß anfing und wie die Mutter siech und elendig wurde, und wer hatte dann 's Letzte hergegeben, wie sie starb, daß sie konnte begraben werden? Und wer hat denn nu gearbeit't, daß ihm die Kraft vergangen ist und wer hat den Lohn immer wieder hergegeben! Sieh, Wilm, das bist du gewesen, und das hast du blos gethan, weil ich dein Mädel bin, weil du mir immer so gut gewesen bist, daß ich dir's nicht vergelten kann, sonst wären dir Raken's nicht angegangen. Und nu soll ich fortgehen und essen, derweile du hungerst und umkommst, du und der Vater? Wilm!" rief sie und umschlang ihn wieder mit beiden Armen, „ich bleibe da und werfen sie uns aus'm Häusel, geh'n wir mitsammen betteln!"

Wilhelm schüttelte trübe den Kopf. „Mach' kein Geschrei, Hannel," sagte er mit seiner leisen, eintönigen Stimme, „du hätt'st 's Nämliche bei mir gethan, und wenn du haben willst, daß ich 'naufgehe in's Gebirge und mich an den ersten besten Baum hänge, so bleib' da!"

Das Mädchen zuckte zusammen und sah ihn geisterlich an. „Sieh, Hannel," sprach er weiter, „'s wird nicht lange dauern, da ist kein Brinkel Brod mehr im Hause und du wirst hungern und frießen und dich grämen und wirst dich krank in's Bette legen. Und ich werde

derbei stehen und die Fäuste vor den Kopf schlagen und dir nicht helfen können. Und die Kinderle werden kommen und gar erbärmlich um ein klein Bissel Brod schreien, daß es dir die Seele zerreißt und ich werd's nicht ersehen können und — Hannel!" fuhr er fort und drückte die Hand vor die Augen, „geh' wieder nach Brassel!"

Hanna hatte das Gesicht an seiner Brust verborgen und meinte, das Herz müsse ihr mitten auseinander gehen; er aber legte seinen Arm um sie und ließ den Kopf matt auf den ihrigen sinken. So saßen sie lange in die Nacht hinein. Der alte Weber aber war nicht nach Hause gekommen.

Pfingsten war's und der heilige Morgen kam wie ein herniederschwebender Engel im duftigen Glanze, das Antlitz im seligen Lächeln verklärt und die Hände segnend über die weite Erde ausgestreckt. — Kaum war das Licht rosig über der Gebirgsgegend aufgegangen und brach sich schillernd in den Miriaden Thautropfen, die auf Gläsern und Sträuchern hingen, daß die Landschaft schier aussah, wie eine Freudenthränen weinende Braut, so fingen auch schon hie und da die Morgenglocken an zu läuten und die stille Luft trug die Klänge fort zu den Kirchen und Kirchlein in der Runde und weckte dort neue Stimmen; strahlender wurde der Morgen, weiter und immer weiter hinaus erklang das Läuten, bis rings umher nichts war als Glockenton und sonniger Feiertag.

Die Herrschaften in der Fabrik waren zur Kirche gefahren. Der Prediger ermahnte gar schön und eindringlich, das Herz nicht gegen die Segnungen des Geistes zu verstocken, das wahre Christenthum, vor Allem der ächt christlichen Liebe in sich entzünden zu lassen, denn das

erste und vornehmste Gebot sei ja: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!

„Ist es denn nun so schwer, sich zu lieben?“ fragte doppelsinnig der junge Fabrikherr, sich zu der vor ihm sitzenden Clara beugend. Sie neigte den Kopf auf ihr Gesangbuch und antwortete nicht.

„'s ist aber heidnisch, teuflisch, seine Mitmenschen zum Hungertode zu treiben,“ sprach statt ihrer, laut genug, daß es Beide hören konnten, eine tiefe Stimme hart am Fenster des Kirchstuhls. Der Fabrikherr verrieth sich mit keiner Miene, als aber der Geistliche den Segen sprach und die Gemeinde auf die Kniee sank, bog er vorsichtig den Kopf und das schwarze drohende Auge eines ärmlich gekleideten, aber mit einer eigenthümlichen Sicherheit dastehenden Mannes begegnete dem seinigen.

Als die Equipage nach Hause rollte, scheuten die Pferde vor einem Hindernisse im Wege. Ein betrunkener Mann mit zerrissenen Kleidern und verwildertem Haar taumelte auf und wankte nach dem Fußwege hinüber.

Der junge Fabrikherr wies mit dem Finger auf ihn. —

„Ein Stückchen meiner Webergesellschaft,“ sagte er mit einem häßlichen Lächeln, „glauben Sie mir nun, Cousine? Das sind auch unsere Nächsten, doch der Fuß auf den Nacken ist für sie der dienlichste Liebesbeweis.“

Der Wagen fuhr weiter, der Betrunkene aber bog in eine Seitenstraße ein und stolperte dort in eins der letzten Häuser. Es war der alte Rake.

„O Jemersch, Jemersch, Vater, wo seid Ihr denn gewesen, wie seht Ihr denn aus, heute zum lieben Feiertage?“ rief Hanna dem wankend Eintretenden entgegen. Der Alte blieb mitten in der Stube stehen, sah mit stieren Augen bald auf diesen, bald auf jenen Punkt und grunzte einige unverständliche Laute vor sich hin. Wilm erhob sich von seinem Schemel und hielt das Mädchen zurück; in seinem Gesichte

drückte sich eine böse Ahnung aus. „Rake, Ihr seid ja total voll, wo habt Ihr denn 's Geld?" rief er, dicht vor ihn hintretend und seinen Arm fassend. Der Weber sah ihn mit gläsernem, nichtssehendem Auge an und wankte einen Schritt seitwärts.

„Hannel, halte mit, ich will ihn durchsuchen," sagte Wilhelm mit unverholener Aengstlichkeit und begann auch schon die Taschen des Alten umzukehren. Nur ein einziger Kupferdreier fand sich vor. Wilhelm sah erst diesen, dann das Mädchen mit einem Blicke an, dessen traurige Bedeutung vollkommen verstanden wurde.

„Rake, Rake!" schrie er und schüttelte den Betrunkenen an beiden Armen, „wo ist denn 's Geld? 's Geld, Rake! Habt Ihr denn den ganzen Lohn vertrunken?"

Da fing es an, in dem Gesichte des Alten sich zu bewegen, immer stärker, bis seine ganzen Züge verzerrt waren, in convulsivischen Zuckungen folgten die Schultern und die Arme, der ganze Körper begann zu zittern, plötzlich riß er sich mit einem gewaltigen Ruck aus Wilhelm's Händen, that einen Satz in die Luft und stürzte, den Kopf gegen den Webestuhl schlagend, zur Erde. Hanna schrie auf und hielt sich an dem vor Schrecken starren Wilhelm, ein vorübergehender Nachbar hörte den prasselnden Fall, den Schrei, sah durch das offene Fenster und winkte einem Zweiten herbei, ein Dritter folgte neugierig; man drang in die Stube, man fragte und die bebende Hanna vermochte kaum die nöthige Erläuterung zu geben; Wilhelm stand dabei, als vermöge er den Mund nicht zu öffnen oder nur ein Glied zu rühren; man hob den Mann auf und legte ihn auf das Bett; kalt und schwer lag der Körper da, der Mund stand offen und strömte einen ekelhaften Branntweingeruch aus. Nach einer Weile kam der herbeigerufene Chirurg; der schob das an dem Lager knieende Mädchen zurück, untersuchte den Daliegenden gleichgültig und sagte dann mit gleichgültigem Achselzucken: „Hier ist nichts zu thun, er ist todt, — scheint sich todt getrunken zu haben!" Damit ging er und ihm folgten die kopfschüttelnden Nach-

barn. — Draußen war's lachender, sonniger Frühlingstag, zwei Burschen gingen am Fenster vorüber nach dem Gebirge hinaus und sangen:

„Hab' in meiner Brust
So'ne Freud' und Lust,
Weil mir's in der Welt so sehr gefällt.
Alle Bäume blüh'n,
Und die Wies' ist grün,
Und der Gukuk schreit,
Daß 's wahre Freud',
's ist ein lustig Leben auf der Welt!"

Einige Tage waren vergangen. In dem grünen Schatten des Gebirgswaldes lag faul, auf das Moos hingestreckt, ein stämmiger Bursche und sah mit seinen schwarzen Augen träumnnd in den wolkenlosen Himmel hinein. In einzelnen Zwischenräumen summte er leise eine bekannte Volksweise vor sich hin, und dabei überlief sein Gesicht ein halb spöttisches, halb behagliches Lächeln. Nach einer Weile setzte er sich aufrecht hin, streckte sich dehnend die Arme aus, und war dann mit einem Sprunge auf den Füßen. Er wollte eben langsam nach der Lichtung hinausschreiten, als er plötzlich seine Schritte anhielt, behutsam hinter ein Gesträuch trat und mit gespanntem Auge in's Freie sah. Auf der Waldblöße stand ein abgerissener Mensch, und was dieser trieb, mußte auch dem Zuschauenden merkwürdig genug vorkommen. Eine Schlinge von dünnem Strick in der Hand, hatte er einige kurze Stücke Holz zusammen gelesen, diese mit einem alten Taschenmesser zugeschärft und trieb nun das erste mit einem Stein in die Rinde eines alten Baumes ein. Als eine Probe von dem unbekleideten Fuße ihn von der genügenden Festigkeit überzeugt hatte, schlug er höher und

mehr zur Seite das zweite ein. Dann erklomm er das erste und befestigte noch höher das dritte. So hatte er sich eine Art Treppe bis zum ersten Aste gebildet und band nun seinen Strick sorgfältig an diesem fest. Dem Beobachter schien eine Ahnung aufzugehen und mit zwei Sprüngen war er über die Lichtung weg und unter dem Baume. „Halt, Mannel!“ rief er, „was willst d' denn da machen?“

Der Andere warf einen Blick hinab und fuhr ruhig in seiner Arbeit fort. „Mich aufhängen,“ sagte er gleichmüthig.

„Bist d' denn rapplig? hab's halt gedacht!“ schrie der Erste eifrig, sprang wie ein Eichhorn die eingekeilten Stufen hinan und gab dem Obenstehenden, ehe dieser sich eines Ueberfalls versah, einen Stoß, daß er, einen Augenblick sich am Stricke erhaltend, nothgedrungen zur Erde springen mußte. Dann band der Angreifer den Strick los und steckte ihn in die Tasche. Der Herabgestoßene schien noch nicht recht zu wissen, wie ihm geschehen, und erst als Jener vor ihm stand und ihn an beiden Armen rüttelte, zu sich selbst zu kommen.

„Verdammter, verflukschter Kerl!“ eiferte der Erste, „warum willst d' denn so was thun? Die Sünde kannst d' dernach nicht wieder gut machen, was hast d' denn?“

„Kein Brod, kein Geld, Hunger in den Kaldaunen, wie'n grimmiger Oberwolf, a Hannel todtkrank im Bette und seit vorgestern kein Brinkel für sie,“ grollte Wilhelm fast mehr für sich, „'s ist so wie so alle, und ich mag's nicht mehr erseh'n, laßt mich los!“ rief er und versuchte sich frei zu machen, aber der Andere hielt ihn mit starker Faust fest.

„Bist d' denn ganz dumm? so wird's doch nicht besser,“ sagte er und sah einen Augenblick kopfschüttelnd die verstörte, hohlwangige Gestalt an. „Komm' mit,“ fuhr er fort, „ich will dir was geben, für dich und dein Mädel, und dernach will ich dir eine Geschichte erzählen, daß du nicht wieder an's Aufhängen denken sollst.“ Wilhelm sah ihn

an, als begriffe er ihn nicht, der Andere aber nahm ihn beim Arme und führte ihn ohne Mühe mit sich weg.

Da, wo das Dorf in einzelnen zerstreuten Hütten ins Gebirge ausläuft, steht an einem Abhange ein kleines Häuschen; dort wohnte Friedel, der Hans Sachs der schlesischen Weber, und wenn auch keines seiner Lieder gedruckt, nicht einmal niedergeschrieben wurde, so sang doch, da sie sämmtlich bekannten Volksmelodien angepaßt waren, das ganze Gebirgsvolk seine theils wehmüthigen, theils spottenden Verse. Er war selbst Weber, seitdem aber des Lohnes zu wenig und der Noth so viel geworden, hatte er seinen Webestuhl zusammengeschlagen und Niemensch wußte eigentlich recht, wovon er jetzt lebte. Daß er arm, recht arm war, sah man an Allem, dennoch half er überall, so gut und so viel er konnte, und nur die Fabrikanten, die er fortwährend in Prosa und Versen geißelte, waren seine ausgemachten Feinde. Alles dies hatte ihm eine kleine Berühmtheit, ja selbst ein gewisses Uebergewicht über seine Kameraden verschafft, und das Wort, das er aussprach, galt und bestimmte die allgemeine Meinung. — In dieses Häuschen trat Wilhelm mit seinem Begleiter und wir haben in Letzterem den Besitzer vor uns.

Friedel schloß die Thür und hieß seinen Gefährten, sich niederzusetzen. In einer dunkeln Ecke der Hausflur lag ein Haufen Reisig und Stroh; dies räumte er bei Seite, griff in ein darunter verborgen gehaltenes Loch und brachte zwei wilde Kaninchen zum Vorschein. Die Schlinge um den Hals des einen ließ auf seine Todesart schließen. Mit einer wahren Meisterschaft begann er jetzt das Abbalgen, warf nach dessen Beendigung die Felle in den unterirdischen Raum zurück und verbarg diesen wieder sorgfältig unter seiner frühern Bedeckung. Das Fleisch verwahrte er in einem alten Sacke und reichte es dem verwundert zuschauenden Wilhelm.

„Da hast du was," sagte er, „Brod hab ich selber nicht. Wenn's alle ist, komm' in der Mittagsstunde wieder her. Nu geh' hin und vergiß nicht, was ich dir gesagt habe."

Wilhelm trabte nach Hause, seine Augen glänzten, ihm war wunderseltsam zu Muthe. Erst, als er wieder in die Stube trat, wo sein Hannel, wie eine umgebrochene, schon verwelkte Lilie, todtmatt, mit geschlossenen Augen lag, trat die Gegenwart wieder grell vor ihn hin. Was seine ahnende Seele vorhergesagt, war schneller hereingebrochen, als er es selbst geglaubt. Hanna war, noch ehe sie aus dem Bereiche des Verderbens hatte fliehen können, von Schrecken, Gram und Entbehrung bis in's innerste Leben vernichtet, niedergeworfen worden, die Kinder bettelten auf den Straßen umher und er hätte, ohne die rettende Hand, im Gebirge an einem Baume gehangen. Er konnte sich bei dem letzten Gedanken eines frostigen Schauers nicht erwehren.

Das Feuer prasselte unter dem gefüllten, neuen Topfe und Wilhelm trat auf den Zehen zu dem Lager seines Mädchens.

„Ich hab' was, Hannel," flüsterte er in ihr Ohr, „du kriegst schöne Suppe, bis du wieder gesund wirst, und die Herren müssen bessern Lohn geben, 's arbeit't Niemensch mehr, und thun sie's nicht, da holen wir uns selber, was unser gehört. 's wird wieder gut, und dernach können wir uns heirathen; hörst du's, Hannel!"

Die Kranke öffnete matt die Augen, begegnete seinem Blicke und es glitt über ihre Züge wie der Sonnenblick an einem trüben Herbsttage. Dann fielen die Augenlieder wieder zu. Wilhelm aber setzte sich an das Feuer und bald waren trotz Hunger und Kummer seine Gedanken nur bei dem, was Friedel auf dem Wege zu ihm gesprochen; immer heller wurde sein Blick, unwillkürlich ballten sich seine Hände und mit einem derben Schlage auf das eig'ne Knie fuhr er auf, als der Topf zischend überlief, und seine Thätigkeit wieder in Anspruch nahm. Sorgfältig abgekühlt, brachte er in einem vorhandenen Näpfchen seinem Mädchen die kräftige Brühe, half der Kranken behutsam in die Höhe

und führte das Gefäß selbst an ihren Mund; aber nur zwei gierige Züge that sie, dann überlief ein innerer Schauder ihren ganzen Körper, sie winkte die Labung heftig von sich und sank zurück. Wilhelm stand mit unendlich traurigem Gesichte da und wußte nicht, was er thun sollte. „Aber lieb, gut Hannel," sagte er endlich und kniete, wo ihr Haupt lag, nieder, „was soll denn werden? du kannst doch nicht verhungern wollen? Hannel, was willst d' denn haben?" aber das Mädchen antwortete nicht, ihre Brust arbeitete heftiger, die eingefallenen Wangen fingen an, sich zu röthen, ihre Pulse begannen heftiger zu klopfen, bald glühte der ganze Körper in unnatürlicher Hitze, während vor innerem Froste die Glieder bebten. Wilhelm war aufgesprungen und beobachtete mit steigender Angst, wo er doch nicht zu rathen noch zu helfen wußte. „O Jemersch, Jemersch," rief er, in der Stube auf- und ablaufend und die Hände gegen die Stirne drückend, „was hilft mir's denn dernach Alles, wenn a Hannel stirbt?!"

Er setzte sich wieder neben das Lager und sah das Steigen und Abnehmen des Fiebers, das mit kurzen Zwischenräumen den Abend und die ganze Nacht hindurch währte; er hatte den Topf, mit frischem Wasser gefüllt, neben sich gestellt, damit er sogleich das Bedürfniß der Kranken befriedigen konnte; er hatte kaum einige Bissen des Fleisches zu sich genommen und das Uebrige den heimkehrenden Kinderle überlassen; die erneute Sorge hatte alle andern Gedanken, Hunger und Schlaf vertrieben, und erst als die frühen Strahlen des Morgenroths durch die Fenster schienen, als Hanna, still wie eine Todte, kaum merkbar athmend, da lag, fielen ihm die Augen zu.

Wieder waren einige Tage verstrichen. In dem Wohnhause der Fabrikherren herrschte eine stille Spannung. Eins suchte dem Andern

ein sorgenloses Gesicht zu zeigen, und dennoch konnte Keinem die Gedrücktheit, die auf allen Gemüthern lastete, entgehen.

Es wollte Abend werden. In dem Familienzimmer saß der ältere Fabrikbesitzer auf dem reichen Sopha und hatte den Kopf in die Hand gestützt, neben ihm seine Frau mit einer Stickerei beschäftigt. Alfred, mit Sporen und Reitpeitsche, wie immer, stand am Fenster und sah finster die Straße hinab, die sich von dieser Seite des Gebäudes vor ihm aufthat. Keines sprach ein Wort, nur das monotone Picken der prachtvollen Pendüle war hörbar.

„Kommen sie wieder?“ unterbrach jetzt die Stickende die peinliche Stille, unruhig von ihrer Arbeit aufsehend.

„Es scheint so,“ murrte Alfred, indem sich sein Gesicht noch finsterer umzog. „Dort kommen sie um die Ecke,“ setzte er hinzu und stampfte den klirrenden Fuß grimmig auf den Boden.

Ein lauter, roher Gesang, der sich von Minute zu Minute verstärkte, ward hörbar; es war die alte, schlesische Volksmelodie: „Es ist ein Schloß in Oesterreich,“ die aber jetzt eine ungeahnte, aufregende Kraft haben mußte, denn immer wilder wurde der Gesang, zu tollem Jolen und Brüllen begann er sich an einzelnen Stellen zu steigern und der Zuhörer, der den Blick auf die Heranziehenden warf, mußte unwillkürlich an das „ça ira, ça ira“ der Volksmassen denken. Die Frau war an das Fenster gesprungen und sah, hinter den Gardinen verborgen, mit angstvollem Blicke die Straße entlang. Ein Menschenhaufen, einige Hundert stark, Männer und Weiber, wälzte sich unter fortwährendem Schreien und Singen auf das Fabrikgebäude los, man konnte schon deutlich die Worte des der Melodie untergelegten Textes verstehen.

Es ist im Ort hier ein Gericht
Weit schlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht erst das Urtheil spricht
Das Leben schnell zu nehmen.

Hier wird der Mensch zu Tod gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.
Ihr Schurken all', ihr Satansbrut,
Ihr höllischen Dämone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut
Und Fluch wird Euch zum Lohne.
Ihr seid die Quellen aller Noth,
Die hier den Armen drücket,
Ihr seid's, die ihr das trock'ne Brod
Noch von dem Mund ihm rücket!

So klang es in wüthender Begeisterung näher und immer näher heran. Alfred ergriff den Klingelzug und gebot dem eintretenden Diener, die Thüren zu schließen. Die Vorsicht war jedoch unnöthig. In kleiner Entfernung vom Hause machte die Masse Halt, der Gesang verstummte aber ein unbändiges Schreien und Schimpfen brach an seiner Stelle los; Hunderte von geballten Fäusten streckten sich nach dem Fenster empor, wo Alfred bemerkt worden war, Verwünschungen, Flüche und Drohungen flogen hinauf, bis die Kehlen sich heiser geschrieen und der Haufen sich ohne weitere Gewaltthat, aber unter dem fortwährenden Rufe: „morgen, morgen!“ zerstreute.

Während der ganzen Zeit hatte Alfred, nicht von seinem Platze weichend, das Auge unverwandt auf der tobenden Menge ruhen lassen. Ihm war wieder der drohende Blick begegnet, der ihn schon einmal in der Kirche getroffen hatte, Friedels Blick, und neben diesem hatte er Wilhelm, den Wüthendsten von Allen bemerkt. Jetzt wandte er sich vom Fenster und maß schweigend und mit großen Schritten das Zimmer.

„Sie sind einmal wieder fort,“ begann der ältere Herr, sich aus seiner Stelle erhebend, „wird's aber immer so abgehen? Wenn sie nun frecher werden und, auf ihre Ueberzahl pochend, in's Haus dringen,

wären wir nicht jeder Gewaltthat ausgesetzt und wäre es nicht besser, wir brächten jetzt ein kleines Opfer, um vielleicht unabsehbarem Unglücke vorzubeugen?"

Alfred drehte sich rasch um, sein Auge blitzte. „Wen meinst du? Das armselige, erbärmliche Weberpack? Dem willst du den Triumph gönnen, uns in's Bockshorn gejagt zu haben? Sieh, ich will mich lieber von diesen Kanaillen in Stücke reißen lassen, als mir sagen zu müssen, nur ein Haar breit gezwungen gewichen zu sein, ertrotzen will und werde ich keinen Pfennig lassen und übrigens gebe ich dir die Versicherung, daß, wenn selbst das Undenkbare möglich werden und die feige Gesellschaft eine Gewaltthat versuchen sollte, ich allein mit Hülfe meiner Reitpeitsche den ganzen Haufen in Respekt erhalten wollte, ich kenne meine Leute!" Er bekräftigte den letzten Satz mit einem Schwunge der Gerte, daß sie pfeifend die Luft durchschnitt.

„Alfred?" sagte die Gattin des ältern Herrn, „Sie scheinen zu vergessen, was ein aufgeregter Haufen in seinem blinden Wahne vermag — in seiner Verzweiflung nannte es Clara, die mir etwas Aehnliches schon vor einiger Zeit vorhersagte."

„Clara also," sagte der junge Fabrikherr, sich finster wegdrehend, „so ist es, wenn Damen Dinge lesen, über die sie eben so wenig ein Urtheil haben, als oft der Verfasser selbst. Da hat ein Scribent als erstes Ei einen Wisch in die Welt gesetzt und erhebt darin ein Geschrei über die Noth der schlesischen Weber Es ist pikant, man lies't es, den Damen empört sich ihr sogenanntes Gefühl, die Männer schütteln die Köpfe und Keines weiß, was es eigentlich heißt, ein großer Fabrikant zu sein und wie einem Solchen zu Muthe ist. Wenigstens hätte mir Clara glauben sollen, — nun ist es gut, daß sie fort ist, sie hätte mich noch zu Nachgiebigkeiten verleitet, die ich nie vor mir hätte verantworten können. — Mag jetzt die Welt und noch ein Dutzend Federhelden sprechen und schreiben, was sie wollen, ich sage: die Kanaillen sticht der Haber, sonst würden sie nicht revoltiren, und ich will ihnen

den Brodkorb so hoch hängen, daß sie, für ihre Frechheit büßend, mir winselnd zu Füßen fallen sollen. Zu Ihrer Beruhigung indessen," fuhr er, sich gegen die Dame wendend, fort, „werde ich Vorsichtsmaßregeln treffen und unsere sämmtlichen Leute bereit halten lassen; wahrscheinlich wird ihre Hülfe nicht nöthig werden." Er verließ klirrenden Trittes das Zimmer.

Die Frau sah ihren zurückgebliebenen Mann fragend an; dieser zuckte die Achseln. „Was soll ich thun?" sagte er, „Gegenvorstellungen machen ihn nur noch hartnäckiger und allein vermag ich nichts. Mag er die Folgen verantworten."

Die Frau stützte, von böser Ahnung beschlichen, den Kopf seufzend in die Hand. — —

Kurze Zeit nach diesen Vorgängen erzählten die öffentlichen Blätter Folgendes:

„Am 4. Juni Nachmittags bewegte sich ein Zug von einem halbtausend Weber nach dem Fabrikgebäude und verlangte vor den Fenstern desselben höhern Lohn; statt der Antwort schickte der Herr sein Gesinde, mit Stangen und Prügeln bewaffnet, unter die Menge, während aus den Fenstern Steine geworfen wurden. Das Handgemeng begann, die Dienerschaft wurde mit blutigen Köpfen heimgeschickt und das Werk der Zerstörung nahm seinen Anfang; schnell waren alle Fenster des palastartigen Gebäudes zertrümmert, die Thore und Thüren gesprengt und die Menge stürzte wie ein Gebirgsstrom in die Wohnungen selbst ein. Das Schauspiel, welches nun folgte, ist kaum zu schildern. Die sich in die Schreibstube und Lager stürzende Menge bemächtigte sich aller darin vorhandenen Papiere und Sachen, um sie zu vernichten. Alle

Bücher, Handels- und Geldpapiere wurden zerrissen und in's Wasser geworfen, die Waaren sammt dem in den aufgebrochenen Kassen sich vorfindenden Gold und Silber auf die Straße geschleudert, wo Alles, was der Vernichtung zugänglich war, von dem sich stündlich mehrenden Volke unbrauchbar gemacht wurde. Dann ging es an die Zertrümmerung alles Hausgeräths und dessen kostbaren Gehalts. Kleider, Juwelen, Schmuck, Glas- und Silbergeschirr wurden theils zertrümmert, theils entwendet.

Während die Zerstörung im vollen Gange war, kam der Geistliche des Orts in seiner Amtstracht herbei und suchte den empörten Haufen von fernerer Verwüstung abzuhalten, und da er seines Characters und seiner Pflichtmilde halber hoch im Ansehen stand, so gelang es ihm auch wirklich, und die Menge, zufrieden mit dem Vollbrachten, ließ nach und zerstreute sich, nachdem schon früher alle Versuche der polizeilichen Gewalten mißglückt waren. — Den Fabrikherren mit ihrer Familie war es gelungen, sich verborgen zu halten, jetzt bewerkstelligten sie ihre Flucht.

Aber die Kunde von dem Aufstande war weit in die Runde gedrungen, schon um 7 Uhr langten Massen von Webern aus Langenbielau an, und mit diesen vereint, begannen die Weber des Orts die völlige Plünderung und Demolirung des Etablissements; Alles bis auf die Mauern, sowie die sämmtlichen Maschinen wurden in Stücke geschlagen. Die Ermahnungen des Geistlichen und anderer angesehenen Männer halfen jetzt nichts, sie mußten, von Hohn und Steinwürfen empfangen, flüchten; die in den Kellern vorgefundenen Flaschen und Fässer waren größtentheils geleert worden, dies und die Absingung des schon früher erwähnten Liedes bliesen den Sturm immer neu an, der erst endete, als die Nacht hereinbrach und es nichts mehr zu zerstören gab.

Es war früh am Mittwoch, als sich der Haufen nach Langenbielau in Bewegung setzte. Dort begann die Zerstörung bei den ersten

Häusern einiger kleinen Fabrikanten, bei der Nachricht aber, daß Militär im Anzuge sei, zog man sich im Dorfe hinauf und fiel einige größere Etablissements an. Hierbei beschäftigt, rückte das Militär ein, die Volkshaufen rotteten sich zusammen, das Lied braus'te auf und als der Anführer der Truppen gegen die Menge ansprengte, warfen sich einige der vordersten Weber auf ihn und suchten ihn vom Pferde zu reißen. Jetzt ward scharf gefeuert, die beiden wüthendsten Angreifer stürzten und der Kampf ward allgemeiner. Trotzdem mehrere volle Ladungen gegeben wurden, trotzdem viele in der Menge fielen, wich diese doch nicht und die Truppen zogen sich zurück. Erst nachdem Verstärkungen an Cavallerie und Artillerie eingetroffen, gelang es, die Bewegungen zu brechen und die Fabriken zu besetzen. Die Haufen zerstreuten sich, und die am nächsten Tage umherziehenden, starken Patrouillen stellten langsam die Ruhe wieder her." — So weit der Artikel.

Die Weber hatten ihre Gefallenen bei Seite geschafft; zu den Meisten fanden sich Angehörige aus der Masse der mitgelaufenen Frauen und Kinder. Zwei aber lagen noch, von Niemand erkannt, von Niemand vermißt, neben einer Hecke da, als sich schon die Haufen verlaufen hatten. Die Nacht kam und verbarg sie, und erst als am andern Morgen eine neue Rotte Weber zurückzog, rief Einer von ihnen die Todten wahrnehmend: „Jemersch, da liegt a Friedel!"

„A Friedel!" wiederholten die Uebrigen, mit Aeußerungen des Erstaunens und Bedauerns die Körper umringend. Es mochte sie gleichzeitig ein Gedanke durchdringen, denn wie auf ein gegebenes Wort bogen sie sich nieder und hoben den Erkannten auf, ihn hinwegzutragen. Mehrere hatten auch den Leichnam in einer Gefühlsregung ergriffen, und als sich nun der Zug die Straße hinab in Bewegung setzte, stimmte Einer mit heller Stimme an: „Es ist ein Ort hier im Gericht," brausend fiel der Chor ein und so trugen sie den Dichter langsam durch das Dorf, ihm mit seinem eigenen Liede das Grabgelette

gebend. Der Zweite aber, den die Bielauer nicht kannten, Friedels unzertrennlicher Gefährte bei dem ganzen Aufstande, bis sie Beide die Kugeln zu Boden gestreckt, war Wilhelm.

Der größte Theil der Aufrührer war, als sie ihr Werk verloren sahen, in's Gebirge geflohen; man durchsuchte die Häuser nach Versteckten. Als das kleine Haus, was dem alten Rake gehört hatte, an die Reihe kam, fand man nur die Leiche eines jungen Mädchens darin. Neben dem Lager stand ein Topf Wasser und einige, bereits in Gährung übergegangene Fleischüberreste.

Bei späterer Verfolgung der Geflüchteten wurde auch eine Anzahl umherirrender Kinder aufgegriffen; es läßt sich vermuthen, daß Heinerle und Liesel sich darunter befanden.

Lauer

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ruppius, Otto,

Hoch und Niedrig, oder: So sind sie! Skizzen aus dem Leben der Gesellschaft

Bd.: 1

Constanz (1847)

P.o.germ. 1188 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117487-4